
M. MOHRHENN:
Ostpreußenfahrt
FRANZ SCHNEIDER VERLAG



Margarete Mohrhenn

Ostpreußenfahrt



Dreizehntes bis siebzehntes Tausend
Buchschmuck von Victor Friese

Franz Schneider Verlag / Berlin und Leipzig

Inhalt

Printed in Germany / Rodardruck von C. G. Röder, Leipzig
Bestellnummer 354. M ab 10



Pläne.

Barbara sitzt im Garten bei den Mathematikaufgaben, die kindliche Stirn in ernste Falten gelegt.

$(a + b)$ $(a + b)$ ...

Über ihr in den Bäumen quinquelieren die Stare und machen einen höllischen Lärm.

„I, schwarzes Gesindel, ihr habt's gut", denkt das junge Menschenkind, „aber ich ... $a^2 + 2ab + b^2$ ..."

„Barbara", ruft es da über die Hecken hinweg, und im Nu ist alle Mathematik in den Wind geflogen. Das ist ja Mariannes Stimme; froh klingt sie und aufgeregt: „Bärbe, Ostpreußen!"

Also endlich ist es heraus, wohin die Fahrt der Jungmädelschaft geht, die große Sommerfahrt. Nach Ostpreußen. Marianne kommt über den Rasen gestürmt.

„Freust du dich, Barbara?"

Barbara kann nicht gleich antworten.

Ostpreußen? Das kommt zu unerwartet, das will

ihr noch nicht in den Kopf. Ostpreußen — wie fern ihr das liegt, ganz fern wie im Nebel. Sie träumte vom Rhein, dem heiteren Land ihrer Vorfahren, oder von der Herrlichkeit der Berge rund um Berchtesgaden. Damit ist's nun aus. Ostpreußen, das klingt hart und streng und nach Kampf; das ist eine Insel mitten in fremdem Land, und hinter der äußersten Grenze, da endet europäische Art, da steht das unheimliche Gespenst der roten Weltrevolution hochaufgerichtet.

„Freust du dich nicht?"

„Sicher freue ich mich. Fahrt ist immer schön, ganz gleich wohin. Fahrt, Menschenskind, ist doch das Schönste vom ganzen Jahr."

„Und freust dich nicht auf Ostpreußen? Auf die Seefahrt? Auf das Baden? Auf die Marienburg?"

„Doch, jetzt, wo du Marienburg sagst, fange ich an zu begreifen: natürlich, wir müssen unbedingt nach Ostpreußen. Und vielleicht ist es schöner, als ich denke, vielleicht wird diese Fahrt sogar etwas Besonderes. Du, ich hole den Atlas!"

Dann sitzen sie, die Blonde mit den langen, kindlichen Zöpfen und die Dunkle, der die kurzgeschnittenen Haare tief in die Stirn fallen, und reisen mit dem Finger über die bunte Landkarte, aus dem ruhigen Blau des Reiches über die tiefe Schlucht des polnischen Korridors hinüber in das arme, losgerissene Land, und ihre Herzen reisen mit. Da blitzen viele bekannte Namen auf und mit ihnen fahnenumrauschte Bilder aus deutscher Geschichte. Es ist ihnen alles schon vertraut: Marienburg und die alte Krönungsstadt Königsberg, Trakehnen, das Musterland der Pferde, und Masuren mit seinen mehr als dreitausend Seen und — ja richtig: Tannenberg —

„Du, das wird fein, Anne", begeistert sich nun auch

Barbara, „ich freue mich. Jetzt freue ich mich auch auf Ostpreußen!“

Und Ostpreußen ist nun das Ziel, auf das ihre Gespräche und Gedanken sich einstellen, das fern, aber immer heller zu schimmern beginnt.

Affenpacken.

Endlich ist es so weit. Überall werden die Affen gepackt. Barbara schnuppert.

Mein Gott, wie riecht doch der Affe scharf, aber anheimelnd, tausend Erinnerungen strömt er aus. Da ist der Duft von Heu und frischem Stroh, vermischt mit dem Muff alten Gemäuers, Geruch von Staub und Wanderschweiß, von Moos und klebrigem Harz, von Eisenbahnen und Jugendherbergen. Herrlich! Wunderbar! Da ist auch der große, dunkle Fettfleck, wahrhaftig. Das war ein mörderisch heißer Tag, als sie von der Wartburg nach Ruhla marschierten, und auf einmal zeigte Ursel auf Barbara, alle liefen hinter ihr zusammen und wollten sich kugeln vor Lachen: liebe Güte, da tropfte die fette gelbe Butter aus der undichten Dose heraus und betüpfelte den staubweißen Weg. Na ja, sowas kommt vor.

Und ein richtiger Affe, der darf gar nicht neu und geschont aussehen, der muß wie ein alter Krieger seine Narben haben, Spuren der vielen Fahrten und Andenken an eine ganze Welt voll fröhlicher Erlebnisse.

Aber da fällt Barbara etwas ein: die Neuen, Brigitte und Lore, wie werden die fertig? Zum erstenmal auf Großfahrt! Sie werden vor ihrem funkelnagelneuen Affen stehen wie die Kuh vorm neuen Tor. Die

beiden sind ihr doch von Inge besonders anvertraut. Da muß sie erst mal nach dem Rechten sehen. Sie läßt alles stehen und liegen und läuft davon.

Lore ist beglückt, als sie Hilfe bekommt. Unter Barbaras Anleitung packt sie sauber und praktisch die nötigen Dinge ein und ist froh erstaunt, daß so vieles Platz hat zwischen den grauen Bahnen. Aber Brigitte zeigt strahlend auf den vollgestopften Affen. Ach du lieber Gott, das soll das kleine Ding alles schleppen, dies riesige Gepäck?

„Nein, Mädel, so geht das wirklich nicht."

Barbara packt alles aus und fängt von vorn an: die Hemdchen und Höschen, die Blusen und Strümpfe, Turnzeug und Kulturbeutel ...

„Was ist denn das hier, Gitta?"

„Och, ich dachte, wenn es regnet, könnten wir vielleicht mal Mühle spielen."

„Mühle spielen? Heilige Unschuld. Und hier?"

„Das ist doch der Schuhputzkasten."

„Schuhputz hat Anne, also weg damit. Weg die Taschentuchhülle. Weg die Schreibmappe. Und soviel Nähzeug? Brigitte, ich habe eine kleine, schmale Tasche, die genügt für alle. Wie? Eins, zwei, drei, vier Bücher? Mädel, Mädel, hast du denn geschlafen, als Inge gesagt hat: nur das Nötigste?"

Barbara wirft die Bücher auf die Erde, die schönen, lieben Bücher — die Langerudkinder sind dabei —; da schluchzt Brigitte auf, und dicke Tränen rollen.

„Paß auf", sagt Barbara und preßt alles so fest und glatt zusammen, daß der dicke Affe auf einmal ganz schmal und handlich ist. „So macht man's."

„Danke schön."

Brigitte will beglückt das fertige Gepäck beiseite

stellen; aber da hat sie sich geirrt. Mit zwei Griffen hat Barbara alles wieder herausgerissen und verstreut. „Nun du“, sagt sie zu dem gänzlich verdutzten Mädelchen. Die seufzt tief auf und muß sich wohl oder übel schicken. Aber sieh da, es geht fast so schön wie bei Barbara. Und richtig stolz ist man, wenn man's kann.

„Ja“, lacht Barbara und klopft ihr die Backen, „Affenpacken, das ist auch eine Kunst.“

Auf dem Wege zur Ostsee.

Nun sitzen sie in der Eisenbahn, die acht glückstrahlenden Mädel, die das große Erlebnis einer Fahrt vor sich haben. Da ist Inge, die Führerin, siebzehn Jahre alt, zierlich im Wuchs, aber tatkräftig und vom Ernst ihrer Aufgabe ganz erfüllt. Barbara und Marianne sind mit Begeisterung durch manches Schulungslager gegangen und warten brennend darauf, eine eigene Mädelschaft zu führen. Barbara hat sich schon oft bewährt, wenn sie Inge vertreten durfte. Die weißblonde Lore ist voll Eifer und leicht zu leiten; die schwarze Brigitte hat ihren eigensinnigen Kopf für sich, aber niemand kann ihr böse sein. Ursel, die Offizierstochter, ist ein rassiges Mädel mit kurzem, dunkelblondem Haarschopf, das im Schwimmen, Turnen und Schlittschuhlaufen allen überlegen ist, aber sich dieser Überlegenheit niemals rühmt. Sie hat sich besonders an Kornelie — von allen nur kurz Nena gerufen — angeschlossen, die doch in allem ihr Widerspiel ist: still und verträumt, mit weichen, halblangen Locken, ein wenig ungelenk, aber als Kind eines Malers mit allerlei künstlerischen Fähigkeiten begabt. Dann ist

noch Lisa dabei, Handwerkerstochter, ein derbes, rotwangiges Geschöpf, immer fröhlich, immer unbefangen, mit einer schönen, weichen Altstimme. Sie hat auch jetzt ihre Laute bei sich, die Lisa, und während der Zug langsam aus Berlin herausfährt, sind sie schon mitten im Singen.

„Lisa“, fragt Inge auf einmal, „hat dein Onkel immer noch nicht geschrieben?“

„Nein. Ich habe den Briefträger noch auf der Straße abgepaßt. Nichts. Ich begreife es auch nicht.“

„Sie werden mit der Heuernte zu tun haben“, sagt Ursel sachverständig, denn sie war oft auf Gütern. „Im Sommer haben Landleute nie Zeit. Wir gehen einfach hin.“

„Natürlich“, meint auch Inge, „auf einem großen Gut können acht Mädel immer unterschlüpfen.“

„Es sind ja noch zwei Wochen bis dahin. Vielleicht bekomme ich noch Nachricht.“

„Du“, fragt Lore, „wie heißt eigentlich dein Onkel?“

Nach kurzem Kreuzfeuer von Frage und Antwort haben sie heraus, daß er Jochen heißt, groß und blond ist, zweiundvierzig Jahre alt und Vater von fünf Jungens. Donnerwetter!

Die Großstadt liegt hinter ihnen. Als ihre grauen Mauern verschwanden und es immer grüner wurde, war es, als lösten sich Bänder von der Brust, das Herz atmete auf und wurde ganz weit.

Da draußen ist nun die Uckermark, dann Pommern, das Milch- und Butterland, unabsehbare Weiden. Und in jeder Koppel eine Herde schwarzweiß gefleckter Kühe, und in jedem Dorf ein Storchnest. Gravitätisch stolzieren die ehrbaren Vögel in den frischgemähten Wiesen umher. Ein

Storch, das ist schon ein Erlebnis für die Großstadtjugend, aber zwanzig, dreißig, zweiundvierzig Störche — meine Herrschaften, das ist fantastisch! Sie zählen und wetten, wer die meisten sieht, und Lore drückt sich das Näschen an der Fensterscheibe platt, und ihre runden Backen sind ganz heiß und rot vor Eifer.

„Vier auf einmal!" schreit sie; und wie sie alle hinschauen, falten die Burschen — als wüßten sie, daß sie bewundert werden — ihre großen Schwingen auseinander, schwarz auf dem reinsten Weiß, und schweben mit wenigen schweren Flügelschlägen dahin, den roten Schnabel geradeaus gestreckt und die langen, hängenden Beine noch deutlich abgezeichnet vor dem klaren, blaßblauen Himmel.

„So werde ich sie malen", sagt Kornelie, „mit ganz dünnem Pinsel und ganz zarten Wasserfarben."

Aber da sind sie schon vorüber; und schon ruft am andern Fenster Inge voll Freude: „Das Meer, Kinder, das Meer!"

Das geht ihnen allen durch und durch und rührt sie mächtig auf. Ist nicht der erste Anblick des Meeres immer wieder ein Wunder? Da liegt es, noch ganz fern, hinter Wiesen und einer geraden Schnur von Pappeln, ein schmaler Streifen, glitzernd von lauter Sonne, mit drei oder vier rostroten Segeln vor dem Horizont; und ist gar nicht einmal die offene See, sondern nur das Haff, aber so sehnsuchtweckend und lebendig, daß man sich gleich hineinstürzen möchte.

„Geduld, Geduld, wir müssen ja bald da sein."

Nun fährt der Zug langsam in Swinemünde-Hafen ein. Kleine und größere Schiffe schaukeln auf dem leichtbewegten Wasser.

„Ist unser Schiff dabei?" will Ursel wissen.

Im selben Augenblick sehen alle Augen ganz hinten einen mächtigen weißen Bug über der Kaimauer auftauchen, prächtig leuchtend, wie eine Fanfare in dem bunten Hafengewimmel. Ein Riese von einem Schiff.

„Hurra, die ‚Tannenberg'!"

Das Schiff.

Ein Schiff ist eine Welt für sich und was für eine geheimnisvolle! Die lockt und reizt unsere Landratten, daß sie nicht stille sitzen können. Kaum haben sie die Tornister ganz oben auf dem Bootsdeck abgelegt, als Ursel schon zu betteln anfängt: „Dürfen wir alles ansehen?" „Ja, ihr dürft. Aber bleibt zusammen. Daß keiner sich hier allein herumtreibt, sonst —"

Wenn Inge so etwas sagt, ist es ernst gemeint. In diesen Dingen ist Inge von unerbittlicher Strenge. Dann ziehen sich ihre großen Augen zusammen, über der feinen, bebenden Nase steht eine steile Falte, und das zarte Gesicht in dem lockeren Geringel des aschblonden Haares ist ganz Wille.

Ursel sieht Marianne bittend an: „Du, komm mit", und hängt sich in ihren Arm. Barbara nimmt Lore und Brigitte in ihre Obhut. Dann geht es treppauf, treppab, und in jeden Winkel werden die Nasen gesteckt. Die Münder stehen nicht still, und des Fragens ist kein Ende. Ja, die Großen haben es schwer. Wer sollte auch für alles eine Antwort wissen: wie tief das Schiff unter Wasser läuft, wie hoch es darüber hinausragt, was wohl unten in dem mächtigen Schiffsbauch verborgen ist, hinter den vielen glänzenden Bullaugen, wie die Rettungsboote herabgelassen werden, und warum der

große, dicke Schornstein gar nicht raucht ...? Das ganze Schiff ist wie ein schwimmendes Hotel, schön und elegant. Speisesaal, Rauchzimmer, Frühstücksraum, nicht anders als an Land in irgendeinem „Kaiserhof". Nur das leise Zittern und Schwanken sagt ihnen, wo sie sind, und der Blick aus den Fenstern auf das schimmernde Wasser.

Jetzt sind sie am Maschinenraum und warten, daß das blitzende Ungeheuer erwache. Über das Geländer gebeugt, blicken sie bewundernd hinab durch die aufgestellten Fenster des Glasdachs in das saubere, milchweiße Gehäuse, wo das graue Metall noch unbeweglich ruht, aber geladen mit Spannung in allen Gelenken, die von Öl triefen. Aufregend ist es, zu denken, wie nun in diesen toten, starren Stahl — vielleicht nur durch den Druck auf einen unscheinbaren Knopf — jene ungeheure Kraft einschießen wird, die das große riesige Schiff mühelos davonträgt.

„Wunderbar, fabelhaft", sagt Marianne ganz benommen. „Habt ihr auch das Gefühl: da kann einem nichts passieren?"

„Ja, natürlich!"

„Kinder, das ist es ja gerade, was ich nicht leiden kann", begehrt Ursel auf, „diese Sicherheit. Gefahr muß sein. Mit vollen Segeln mitten im Sturm, das ist Sache."

Im selben Nu läuft ein Zittern durch das Schiff, daß sie alle zusammenfahren. Langsam stoßen die mächtigen Kolben vorwärts, beginnen die Achsen in gleichmäßiger Ruhe herumzuschwingen. Blink-blank! huschen die Lichter über das bewegte Metall, mühelos gleiten die stählernen Arme hin und her, ein leichtes Spiel gebändigter Kraft, und bis ins Blut dringt der stampfende

Rhythmus der Fahrt. Das Schiff löst sich vom Bollwerk und schwimmt zwischen den schmalen Molen hinaus in die offene See.

„An Deck, Kinder, wir fahren, ahoi!"

Seefahrt.

Brigitte ist verschwunden. Als sie alle so gebannt das Anlaufen der Maschinen beobachteten, muß sie sich davongemacht haben. Natürlich wieder Brigitte, der schwarzhaarige Dickkopf, der immer Flausen hinter der Stirn hat. Schlingel! Barbara ist sehr besorgt. Ob sie wohl schon oben ist? Nein, auch da ist sie nirgends. Inge sieht Barbaras Unruhe und nickt ihr ermunternd zu; sie kennt ja ihre Gesellschaft genau. Dann geht sie stillschweigend auf die Suche.

Die Mädel sitzen am Heck, schauen übers Meer und singen. Der warme Wind stürmt über sie hin und trägt die frischen Lieder in den Abend hinaus, wo sie im Brausen der Wellen untergehen. Zarte Wolken streifen über den Sommerhimmel. Die Sonne neigt sich und glüht immer tiefer auf, und das Federgewölk beginnt sich golden und purpurn zu färben. Auf dem bewegten Wasser tanzt das Licht in tausend und abertausend Funken. Es wirft die Strahlen in den Raum zurück, daß die ganze Welt erfüllt ist von funkelndem Glanz. Alles ist verzaubert vom Licht. Das weiße Schiff leuchtet, es glühen die farbigen Streifen um den gelben Schornstein, an den Masten blitzen die Lampen. Die Möwen, die das Schiff schreiend umflattern, tragen den Glanz auf ihren spitzen Flügeln. Auch Barbaras blonde Zöpfe schimmern, in Inges wehenden Locken knistert es wie Flammen. Dann be-

rührt der glühende Ball den Horizont, und kein Auge läßt ihn los, bis er untergetaucht ist im Meer, das nun dunkel anläuft wie ein Schild, der vom Tau beschlägt. Noch leuchten die Wolken, aber ein Glanz nach dem andern erlischt; endlich bleibt nur ein fahles Scheinen am Horizont; und da ist ja auch der Mond, ein bleicher Halbmond, der einsam im dunkelnden Himmel schwimmt.

Steuerbord zieht sich in immer gleicher Entfernung der schmale Streifen der Küste dahin. Eben schlägt der erste Leuchtturm sein übergroßes Auge auf, in einem noch hellen Himmel, und grüßt mit ganzer Kraft herüber. Auf — zu — auf, macht sein Blinken; sie zählen die Sekunden, die der Lidschlag währt. Als das schöne Nachtlicht sich entfernt, taucht schon ein zweites, ein drittes vor ihnen auf, von denen jedes seinen besonderen Takt hat, und alle sind sie Glieder der langen Kette von treuen Warnern und Wächtern, die die Schiffe durch die Nacht geleiten.

Brigitte ist wieder da. Inge fand sie an der Reling im vorderen Schiff, in lebhaftem Gespräch mit einem Matrosen, voll Eifer und Wissensdurst. Sie packt den Ausreißer beim Ärmel und bringt ihn schweigend zurück. Niemand kümmert sich darum, niemand scheint die Wiedergefundene zu sehen, die doch so brennend gern erzählen möchte, was sie vom Matrosen Martin erfahren hat.

„Ursel", fängt sie an, „ich weiß, warum der Schornstein so wenig raucht. Es ist ein Motorschiff mit Ölfeuerung. Keine Kohlen, kein glühender Ofen, verstehst du?" Aber Ursel beugt sich über die Reling und scheint gar nichts von Ölfeuerung verstehen zu wollen.

„Du, Lisa", kommt es nach einer Weile, „was mir der Matrose da unten alles erzählt hat! Bis nach China

und Japan ist er als Schiffsjunge gekommen, ich sage dir, fabelhaft. In China wäre er beinahe von Piraten geschnappt worden, das sind so eine Art Seeräuber. In Indien ..."

„Lisa, komm mal her!" ruft es von drüben, und Lisa läßt die kleine Schwätzerin einfach stehen.

„Weißt du, wo wir jetzt sind?" wendet sich Brigitte nun an Marianne. Die schüttelt den Kopf und unterhält sich weiter mit Barbara.

„Was ist denn los?" wundert sich Brigitte. Wie eine Mauer steht das Schweigen um sie. Da merkt sie erst, daß es Verabredung ist, ja, so kann eine Strafe unter Inges Führung aussehen. Jetzt entsinnt sie sich auch eines Wortes, das Inge schon oft gesagt hat: Ungehorsam schließt von der Gemeinschaft aus.

„Dann nicht", murmelt sie wütend vor sich hin; aber sie hat Tränen in den Augen, als sie sich in ihre Decke rollt und den Affen unter den Kopf schiebt, um zu schlafen — was bleibt ihr sonst übrig?

Auch die Fahrgäste tragen die gemieteten Liegestühle herbei und richten sich für die Nacht ein. Barbara hat einen alten Herrn beobachtet, der einen schweren Liegestuhl die Treppe heraufschleppt. Sein feiner, edler Kopf mit dem flatternden weißen Haar ist ihr gleich aufgefallen. Aber jetzt — was ist das? Er stolpert, o weh, und der Stuhl ist ihm entglitten. Mit einem Sprung ist Barbara da, um zu helfen. Sie bringt den Liegestuhl an Deck, stellt ihn auf, holt die Decken und ist besorgt um den alten Herrn, bis er gut gebettet ist.

„Bist du — Verzeihung, sind Sie eine von den Mädchen, die so schön gesungen haben?"

Barbara wehrt ab: gesungen, ja, das hätten sie wohl, aber Damen seien sie ganz und gar nicht.

„Sagen Sie nur ‚du', Großväterchen", bittet sie, und er lacht hell auf über diese Vertraulichkeit, aber seine blitzenden Augen scheinen zu sagen: gut.

„Na, dann danke ich dir schön und wünsche auch gute Nacht."

„Ich Ihnen auch und auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen!"

Die Mädel suchen sich geschützte Plätze im Windschatten der Rettungsboote und wickeln sich in die Decken. Die Nacht ist warm. Unter freiem Himmel zu ruhen, bewacht von allen Sternen, welch herrliches Gefühl!

Aber schlafen, denkt Barbara, wie kann man die Augen schließen vor den nie gesehenen Dingen?

An der dunklen Küste tauchen Lichter auf, ganz fern, ein unruhiges Gewimmel von Funken, wie eine Zauberinsel. Das muß Kolberg sein. Da sitzen wohl noch Menschen in den Strandcafés und sehen am Horizont leuchtende Punkte durch die Nacht wandern, traumhaft. Vielleicht sagt einer: „Das ist die ‚Tannenberg', die kommt um Mitternacht vorbei." Und sie folgen ihr eine Weile mit den Blicken, während die auf der „Tannenberg" nach der im Dunkel der Nacht verdämmernden Stadt hinüberschauen.

Später geht der Mond im Meer unter, das wird Barbara so leicht nicht wieder zu sehen bekommen. Sie hält die müden Augen offen und hüllt sich fester in ihre Decke. Und nun ist er fort, der gute Mond. Nun müßte es wohl ganz dunkel sein, meint sie. Aber das ist es nicht. Wenn im Westen das letzte Leuchten verschwunden ist, wandert ein blasser Schein nach Norden; ein mattes Zwielicht füllt die Kuppel des Himmels, und bald geistert da, wo die Sonne aufgehen

wird, eine neue Helligkeit herauf. Weiße, nordische Nächte!

Da kann auch der Schlaf nicht tief sein; wie ein leichtes Gewebe, durch das immer wieder Sterne blinken, ruht er über den Mädeln. Ab und zu richtet sich jemand auf und blickt rundum, wo überall die vermummten Gestalten liegen. Jetzt — Barbara erschrickt: was ist am vorderen Mast für ein Funkeln und Blitzen?

„Marianne, sieh mal."

Sie stehen auf und klettern vorsichtig über die anderen hinweg. Backbord fährt ein glitzerndes Schiff vorüber. Der Offizier auf der Kommandobrücke hat sein langes Fernglas vor den Augen und sieht ihm nach, während oben in der Mastspitze in geheimnisvoller Blinksprache die Grüße von Schiff zu Schiff getauscht werden, wie es der Brauch ist.

Als Barbara wieder wach wird, nach einem kurzen Schlummer voller Träume, ist es schon ganz hell. Hat sie nun doch den Sonnenaufgang verschlafen? Schade. Aber im Osten lagern schmale, graue Wolkenbänke, hinter denen die Sonne ihre Strahlenfächer entfaltet. Sie wird bald heraufkommen; nun ist es, als ob alles neu zu leben beginnt; eine Frische steigt vom Wasser auf, die durch alle Decken dringt und die Schläfer mit ihrem kühlen Anhauch weckt. Auch das Meer scheint neue Kraft zu schöpfen; höher gehen die Wellen und haben sprühende Schaumköpfe, und das Schiff schwankt, daß ein verteufeltes Gefühl zum Halse aufsteigt.

Es wird uns doch nichts passieren? denkt Inge und befiehlt: „Nichts essen! Liegenbleiben!" Der Tag erhebt sich strahlend, der Leuchtturm von Hela erlischt. Bei Zoppot leuchten die hohen, begrünten Ufer schon in voller Sonne. Ganz fern nur ahnt man die Türme von Dan=

zig. „Ach, Danzig!“ Es klingt traurig, es klingt wie: verlorene, schöne Stadt. Endlich wird Pillau angelaufen, und zu Ende ist die herrliche Seefahrt, die lange, lange Nacht und der bewegte Morgen, wo das halbe Schiff dem Meergott opfern mußte. Wie froh sie sind, als sie beim Aussteigen all die grünen und käseweißen Gesichter sehen, daß sie sich so wacker gehalten haben. Inge strahlt, als sie ihre kleine Schar über den Laufsteg führt. Und dann springen sie aufatmend an Land, auf ostpreußische Erde.

Vor dem Einschlafen.

Nicht weit von Königsberg, mitten im fetten, samländischen Weideland, ist die Jugendherberge, wo sie die erste Rast machen. So müde sind sie von der Seefahrt, vom Wandern, von der Stadt und den vielen neuen



Erlebnissen, daß sie gleich ins Nest kriechen, obwohl es draußen noch hell ist und abendroter Glanz durch die breiten Fenster des Schlafraumes fällt. Inge sitzt noch ein Weilchen an jedem Bett.

„Lore!" Lore hat sich verkrochen; unter der Bettdecke zuckt ihr kleiner Körper.

„Was ist?"

Ach so, Heimweh, begreift Inge und flüstert ihr zu: „Lore, morgen gibt's die erste Post. Du darfst mitkommen, wenn ich sie hole, ja?"

„Ja", kommt es mit bebender Stimme aus den Kissen. „Schlaf gut, Lore!"

Mit Barbara werden die Pläne für die nächsten Tage besprochen.

Gitta? Was ist denn nur in Brigitte gefahren? Sie sagt nur kurz gute Nacht und zieht sich die Decke über den Kopf. Inges fröhliches Gesicht wird auf einmal ernst. Soll das so weitergehen mit dem widerspenstigen Mädel? überlegt sie. Ist's meine Schuld? Bin ich zu streng? Was kann ich tun? Da ist eine Aufgabe vor ihr, die auf dieser Fahrt noch gelöst werden muß. Schwer, aber sie muß es schaffen, selbstverständlich. Gedankenvoll sucht Inge ihr Lager auf, oben, wo man wie von einer Kommandobrücke alles überschauen kann. Auf dem Kopfkissen liegt ein Strauß dreifarbiger Veilchen. Wie hübsch! Von wem wohl? Kornelie lachte so verschmitzt beim Gutenachtsagen, kommt es Inge in den Sinn. Kornelie hat immer besondere Einfälle. Aber sie weiß, solche Dinge müssen geheim bleiben. Sie gibt den Blumen Wasser und stellt das Glas vor das Fenster. Die Farben leuchten auf in der Abendsonne.

Nun ist es eine Weile ganz still. Aus der Ferne kommen abgerissene Klänge einer Ziehharmonika; auch

Stimmen und Gelächter. Allmählich lischt der Tag aus. Inge beugt sich über den Bettrand und sieht nun vor dem Fenster die blaue Dämmerung über den Wiesen, aus denen leichter Nebel steigt. Ob sie schon schlafen? Nein, sie werfen sich hin und her, und jetzt tuschelt es in einer Ecke, flüstert's in einer andern, fragt es und antwortet, und da ist auch schon der abendliche Schwatz im Gange, der unvermeidliche, der bis in die tiefe Nacht dauert, wenn man sie gewähren läßt. Natürlich sind sie noch zu erregt, um zu schlafen. Tausend Bilder ziehen durch ihre Gedanken. Inge liegt ganz ruhig und lauscht, wie drüben Brigitte, das Sorgenkind, die Fahrten und Abenteuer des Matrosen Martin zum besten gibt; und links reden sie noch von Königsberg, von dem festen Schloß mit den Gewölben des Blutgerichts und von der Krönungskirche. „All die Wappen an den Wänden, wieviel waren das wohl?" fragt Lisa. „Über tausend, von allen Rittern des Schwarzen Adlerordens." „Habt ihr Hindenburgs Schild gesehen?" „Ja natürlich. Bismarck war auch da und Moltke." „Und der Maler Menzel, der sich sein Wappen selbst entworfen hat", sagt Kornelie. „Aber am schönsten", findet Ursel, „war es doch am Pregel. Die hohen, schmalen Salzspeicher, fabelhaft. Ich habe die alten bunten Fachwerkbauten so gern. Und dann die Schiffe!" „Ich habe gar nicht gewußt", meint Marianne, „daß diese großen schwarzen Frachtdampfer von der Ostsee bis in die Stadt hineinkommen." Inge richtet sich auf: „Wollt ihr denn nicht endlich schlafen? Nein, wirklich, Mädels, Schluß jetzt und Ruhe!"

Da kommt Ursels Stimme von unten ganz entrüstet: „Du hast uns ja noch kein Märchen erzählt!" „Ja, ein

Märchen, ein Märchen", schallt es von allen Seiten. Da kann Inge nicht widersprechen.

Sie hatte es nicht erwartet, als sie damals nach einem Schulungslager, bei dem die Gruppenführerin über das deutsche Märchen gesprochen hatte, den Grimm hervorholte und mit Erstaunen soviel unbekannte Schätze fand, nicht erwartet hatte sie, daß ihre Mädel solche Freude daran haben würden. Die Kleinen freilich, die Zehnjährigen, brummten zuerst und fanden es unter ihrer Würde, sich noch Märchen erzählen zu lassen, an die doch kein Mensch mehr glaubt. Aber die älteren Mädel begriffen bald: das war ganz etwas anderes als in den Kindertagen, als noch der Wolf wirklich die Großmutter fraß und die Sterne wirklich vom Himmel fielen. Das hatte nun alles einen neuen Sinn. Manchmal schien es zwar, als hätten Riesen und Feen, böse Stiefmütter und Hexen, Zauberer und Wundervöglein keine Bedeutung mehr in unserer aufgeklärten Zeit. Aber wenn man näher zusah, so waren es doch die alten, ewigen Wahrheiten, die die Volksseele in diese bunten Gestalten gekleidet hatte; und die uralte Gerechtigkeit, die den Guten belohnt und den Bösen straft, galt sie nicht noch heute, würde sie nicht immer gelten?

Wenn man Inge zuhörte, wurde das alles wunderbar klar. Keiner von den Großen konnte die alten Geschichten so lebendig werden lassen wie sie. Heute nun holt sie die Mär vom Rumpelstilzchen hervor, dem finsteren, tanzenden Kobold, der für die Müllerstochter das Stroh zu Gold spann und dafür ihr Kind forderte, wenn sie nicht seinen Namen erraten würde, den Namen, den keiner auf der Welt wußte. Ach, werden diese sonderbaren Dinge nicht alle höchst glaubwürdig und natürlich, wenn Inge sie erzählt, mit glänzenden Augen und einer

so warmen, geheimnisvollen, lachenden und weinenden Stimme, als wäre sie selbst dabeigewesen? Sie lauschen alle atemlos.

Und dann ist wirklich Stille, eine tiefe, beruhigende Stille; denn aus dem Märchen in den Traum ist nur ein kleiner Schritt. Barbara flüstert noch zu Marianne hinüber: „Du, als Inge erzählte, mußte ich immer denken: sie spinnt auch Stroh zu Gold mit ihren Worten."

„Ja, wahrhaftig." Dann schlafen auch sie.

Wanderdünen und ein Sturz.

Die Tage sind blau und köstlich. Der Atem des Meeres kühlt die heißesten Stunden. Sie wandern auf der Kurischen Nehrung. Von Cranzbeek her sind sie über Sarkau gekommen, auf dem schmalen Streifen Landes zwischen Haff und See. Plötzlich, als sie eine kleine Waldhöhe erklommen haben, sehen sie vor dem tiefblauen Himmel die hohen, gelben, geschwungenen Rücken der Dünen, eine lange Reihe, groß und einsam. Wüste! Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm, aber blendender Sonnenglanz.

Unwillkürlich sind die Mädel stehengeblieben und schauen wie gebannt auf die seltsame Erscheinung. Wo sind sie denn? Ist hier nicht Deutschland? Kamen sie nicht durch kleine Fischerdörfer mit buntbemalten Häusern und Ziehbrunnen? Wie eine Luftspiegelung, unglaubwürdig ist, was sie sehen, aber von fremder, erhabener Schönheit. Ja, das sind die Wanderdünen.

Zwischen den großen Dünen am Haff und den kleinen am Meer ist die Kupstenlandschaft, über die die Wanderdüne einst auf ihrem Wege zum Haff hinwegging.

Strandhafer und Meersenf wachsen hier und krüppelhaftes, windzerzaustes Gesträuch. Mitten hindurch führt die Poststraße. Wo es wieder freundlicher wird, wo zwischen Kiefernwäldern bebautes Feld sich ausbreitet, liegt Rossitten. Aber die Mädel wollen noch weiter bis zu dem kleinen Fischerdorf Pillkoppen, dem letzten auf deutscher Seite, wo die Dünen noch höher und noch einsamer sind.

Am Ufer des Haffs machen sie Rast. Rings um die flache Bucht steigen die Dünen steil aus dem Wasser auf, die Höhen gleißend von Licht, die Hänge mit blauen Schatten erfüllt. Das Haff aber ist wie ein Spiegel aus Silber und weit wie das Meer, weil drüben kein Ufer zu erkennen ist. Die Segel der großen, dickbauchigen Fischerboote scheinen still zu stehen. Alle Grenzen sind ausgelöscht in dem spiegelnden Leuchten. Wo ist Wasser, wo Himmel? Es sieht aus, als fahren die dunklen Boote mitten in die Unendlichkeit hinein. Nur eines kommt langsam auf das Ufer zu, hochbeladen mit Heu, das es vom Festland drüben geholt hat. Jetzt hören sie Peitschenknallen und Pferdegetrappel, und schon fährt ein Leiterwagen an ihnen vorüber geradeswegs in das flache Wasser hinein, wo eben der schwere Keitelkahn festmacht und die Segel fallen läßt. Sofort klettern zwei barfüßige Frauen in das Schiff und hinauf auf den Heuberg, mit beiden Armen greifen sie zu und werfen große, duftende Bündel in den Wagen, wo sie ein junger Fischer mit der Gabel fest aufeinanderpackt. Die Mädel kommen näher, denn zusehen, das macht doch Spaß. Mitmachen wäre noch schöner, aber sie wagen es nicht. Auf einmal ist Ursel im Wasser bei den Pferden. Sie klopft dem hübschen kleinen Fuchs den Hals, durch den ein leises Zittern

läuft, und nimmt das weiche Pferdemaul in ihre kleine Mädchenhand. Das Tier hält ganz still. Wenn man doch oben säße! denkt Ursel mit sehnsüchtigen Augen.

„Na“, kommt der alte Fischer um den Wagen herum, „wollen wir da mal rauf?“

Ursel nickt heftig.

„Schon geritten?“ „Schon oft.“ „So, so.“

Damit schirrt er das Pferd vom Wagen los; er hebt das leichte Ding hoch, und oben sitzt sie, strahlend, stolz.

„Reit man immer zu“, sagt der Fischer, „keine Angst, der Hans weiß Bescheid, und das Wasser ist auf drei- bis vierhundert Meter ganz flach.“

Das Pferd schreitet ruhig in die blaue Flut hinein. Schön sieht es aus, und kleine goldene Wellen leuchten in seiner Spur. Da stehen die sieben am Ufer und staunen. Ursel aber reckt sich auf und winkt zurück.

„Das möchte ich auch“, ruft Brigitte, als sie sieht, wie der Fischer jetzt den Braunen ausspannt.

„Aber, Brigitte, du kannst doch gar nicht reiten!“ warnt Barbara.

„Doch, natürlich!“

„Na denn komm her“, lacht der Fischer.

Im Nu hat Brigitte Schuhe und Strümpfe aus und läßt sich aufs Pferd heben.

„Bleib hier, Mädel“, ruft Inge, „du sollst hierbleiben, hörst du nicht?“ Aber da reitet sie schon davon.

Jetzt sind alle barfuß im Wasser. Sie fischen die Halme heraus, die vom Wagen fallen, dann klettern sie ins Schiff und packen mit zu. Ihr Gelächter schallt weit über das Haff.

Wo sind denn die zwei Reiterinnen? Inge richtet sich auf, hält die Hand über die Augen. Richtig, ganz hinten stehen sie, die Tiere senken die Köpfe und trinken. Aber

was ist nur mit Brigitte los? Sitzt sie noch oben? Ursel beugt sich herüber und scheint ihr helfen zu wollen.

„Das habe ich mir gedacht", sagt Inge, „seht mal an, und das will reiten können."

„Hallo, zurückkommen!" ruft sie und winkt.

„Zurück, zurück!" ruft der ganze Chorus.

Da wenden die Pferde und kommen langsam uferwärts. Immer deutlicher sieht man, wie Brigitte sich krampfhaft an den Pferdehals klammert, ein Bild des Jammers. Aber noch sind sie erst halbwegs heran, als plötzlich das Wasser aufspritzt und der brave Braune einen Sprung zur Seite macht, um dann ledig weiterzulaufen. Die Mädel haben erschrocken aufgeschrien; Brigitte strampelt im Wasser. Die Pferde laufen, unruhig geworden, dem Ufer zu; denn wenn auch Ursel sich bemüht, den Hans herumzureißen, er ist nicht zu halten. Was nun?

Als Inge zu ihrem Affen rennt, um den Badeanzug herauszureißen, ist Barbara ihr schon zuvorgekommen; hinter einem Busch springt sie hervor und stürzt sich ins Wasser, ein brennendroter Fleck in der durchsichtigen Bläue. „Ich komme!"

Sie ist auch im Nu bei dem weinenden Mädel, lädt sie sich ohne weiteres auf den Rücken und kämpft sich mühsam an Land mit ihrer schweren Last. Brigitte umschlingt sie fest. Die nassen schwarzen Zöpfe hängen neben den blonden; vom Gesicht tropft es, und die Augen, halb weinend, halb schon wieder lachend, senken sich, sobald sie Inge sieht. Was wird Inge sagen, o je, was wird Inge sagen?

„Hast du dir weh getan?" fragt Inge.

Brigitte schüttelt den Kopf. Aber als sie auf den Füßen ist und zu ihren Sachen hinstrebt, um trockenes

Zeug auf den Leib zu bekommen, merkt sie, daß sie mit dem linken Fuß kaum auftreten kann. Schmerzlich verzieht sich ihr Gesicht. Inge hilft ihr, sich umzuziehen, Lore leiht ihr ein Paar Strümpfe, Ursel die Trainingshose. So, nun untersucht Inge mit großer Vorsicht den Fuß, nichts zu sehen, nichts zu fühlen. Auf jeden Fall macht sie einen festen Stützverband, das Bein wird auf Sand gebettet, dann heißt es: abwarten.

Die Mädel bestürmen den alten Fischer mit Fragen. Mein Gott, was wollen sie alles wissen!

Ja, der Wind ist es, der ewige Westwind, der den Sand vom Meeresstrande herüberweht und die mächtigen Wanderdünen aufbaut. Unaufhörlich trägt er die feinen Sandkristalle weiter, unaufhörlich verändert die Düne ihr loses Gefüge; läßt man ein Buch, einen Malkasten da oben liegen, bald sind sie verweht, und vergeblich ist alles Suchen. Sie wandert ins Haff, die Düne, und was sie auf ihrem Wege antrifft, Halm und Gebüsch, Bäume, Häuser, ja ganze Dörfer, begräbt sie unter sich. Der Großvater des Fischers konnte sich noch auf die Zeiten besinnen, wo es einmal das Dorf Kunzen gab. Plötzlich fing der Garten des Lehrers an zu versanden; ein paar Jahre, und die Sandwelle hatte schon das Haus erreicht; noch ein paar Jahre, dann konnte man nur durch die vordere Tür hinein, do mußte es abgebrochen werden, und Grund und Boden waren an die Düne verloren. So ging es langsam weiter, ein Gehöft nach dem anderen wurde verschüttet, und endlich hatte das Dorf aufgehört zu sein.

„Kann man denn gar nichts dagegen machen?"

„Damals nicht, damals haben sich die Menschen nicht zu helfen gewußt gegen diesen unheimlichen Feind. Aber heute — seht euch mal um! Heute bauen sie mit kurzen

Knüppeln und Geflecht aus Zweigen Pallisaden gegen den wehenden Sand und pflanzen Zwergkiefern dazwischen; wo die wachsen, gibt es bald Moos und weißgraue Flechten, die überziehen endlich auch den Sandboden mit ihrem dichten Netzwerk und halten ihn für immer fest. Ja, ja, sonst wäre wohl noch manches Dorf unter der Düne begraben."

„Das ist gut. Schreckliche Zeiten müssen es für die armen Fischer gewesen sein."

„Werden die Dünen nicht allmählich ins Haff geweht?" will Nena wissen.

„Freilich, aber was nach Osten abgetrieben wird, das füllt die Verwehung von Westen wieder auf. Die Düne bleibt . . . aber das Haff wird langsam zugeschüttet. So ist das."

Als das Heu verladen ist und der letzte Wagen ins Dorf Pillkoppen fährt, wird Brigitte sorgfältig hinaufgehoben, mitten in das duftende Heu; Inge bleibt bei ihr. Der alte Fischer, mit dem sie schon gut Freund sind, sorgt für Unterkunft in den bunten, niedrigen Häusern mit den geschnitzten Giebelbalken, wo die Diele ganz mit Flickerteppichen ausgelegt ist und die Küche einen großen, geschwärzten Rauchfang hat.

Gegen Abend aber wandern sie — ohne Brigitte — den Dünen zu. Einen Augenblick bleiben sie bewundernd stehen, ehe sie den glatten, frischverwehten Sand betreten, so rein ist diese unberührte Fläche, in die der Wind feine Wellen gezeichnet hat, gleichmäßig geriffelt und schön geschwungen wie die Bandornamente auf alten Tonkrügen. Dann nehmen sie einen stürmischen Anlauf. Aber ach, tief sinken sie ein und kommen nur mühsam bergan. Barfuß geht es schon besser. Oben weht der

Wind, daß sie die Sandkörner wie feinen Hagel an den nackten Beinen prickeln fühlen.

Aber welch ein Blick! Im Osten das spiegelglatte, türkisfarbige Haff, im Westen dunkelgekraust mit weißen Schaumspritzern, auf denen golden der Widerschein der untergehenden Sonne blitzt, die weite See, dazwischen wie eine helle Sandbank die Nehrung, die in der Ferne so schmal wird, daß die Wasser von hüben und drüben sich zu berühren scheinen. Wahrhaftig, den ganzen Horizont können sie mit den Augen umgreifen, und all die riesige Weite erfüllt das große Rauschen des Meeres, ein unermeßliches Leuchten und tiefe, tiefe Einsamkeit.

Nehrungsfischer.

Länger als geplant bleiben die Mädel auf der Nehrung und warten, bis Brigittes verstauchter Fuß wieder in Ordnung ist. Aber sie beklagen es nicht. Sie haben dieses eigentümliche Fleckchen Erde in seiner wilden Schönheit lieb gewonnen; schwer werden sie sich trennen von der See und den Wanderdünen, schwer auch von ihren Wirten, diesen stillen und aufrechten Fischern. Sie sind gute Freunde geworden. Daher dürfen sie beim Abladen des Heus helfen, das vom Festland in Kähnen herübergeschafft werden muß, sie dürfen einmal nachts mit hinaus zum Fischen, und abends reiten sie die kleinen, zahmen Nehrungspferdchen in die Tränke. Wirklich; denn nun können sie alle reiten, die Jungen vom Dorfe haben's ihnen beigebracht, und es war gar nicht schwer. Nur Brigitte mußte verzichten und sieht ihnen stumm nach, wenn sie davonreiten. Da bleiben wohl auch die Fischer, die ihre getrockneten Netze ab-

nehmen, schmunzelnd stehen, und die Jungen traben hinter ihnen her und treiben ihren Schabernack. Erst haben sich die Mädel gewundert, daß es soviel Pferde auf der Nehrung gibt. Fast jeder Fischer hatte eins im Stall, und doch waren hier nicht Wiesen noch Felder.

„Aber im Winter", sagten die Fischer, „da brauchen wir sie, wenn wir mit den Pferdeschlitten aufs Haff hinausfahren, um große Löcher ins Eis zu hauen und zu fischen. Wovon sollten wir leben, mitten in der Sandwüste, wenn nicht vom Fischen?"

Hu, denken die Mädel, ein eisiges Handwerk und so gefährlich! Aber trotzdem muß es hier oben herrlich sein in Eis und Schnee. Und es fällt ihnen der Große Kurfürst ein, der die Schweden über beide Haffs vor sich herjagte in wilder Schlittenfahrt und die Königin Luise auf ihrer unglücklichen Flucht. Überall ist geschichtlicher Boden; aber noch brennend steht im Gedächtnis der Kuren der Weltkrieg, wo die Russen mehrmals bis nach Memel vorstießen und der Strom der Flüchtlinge sich auf die Nehrung ergoß. Wieviel Erschütterndes haben die Männer und Frauen erlebt, bis Ostpreußen endgültig frei vom Feinde war.

Ein einsames Volk; aber erprobt in Gefahren. Wahrhaftig, die können erzählen, wenn die Mädel abends beim alten Wilhelm vor der Kate sitzen und der Großvater sein Pfeifchen schmaucht, während die Jungen Netze flicken oder an einem neuen Wimpel schnitzen, einem der lustigen bunten Kurenwimpel, die jedes Fischerboot auf der Mastspitze trägt.

„Blode, erzähl' mal den Mädels von der Silvesternacht", sagt einer der jungen Fischer. Blode nimmt die Pfeife aus dem Mundwinkel, spuckt aus und rückt an seiner Mütze. Ja, das wäre eine tolle Sache gewesen,



fängt er an, selbst für einen alten Seebären, der so allerhand gewöhnt ist. Nu, da gab es also einen wüsten Sturm diesen Winter, wochenlang. Überall las man von untergegangenen Schiffen. Auf einmal, am späten Nachmittag des Silvestertages, fing die Rettungsstation Rossitten ein Notsignal auf. Ein gestrandeter finnischer Segler lag auf der Barre, nur 200 Meter vom Pillkoppener Strand. Menschenleben in Gefahr. Also los mit dem Gerätewagen. Es war schon dunkel und nichts von dem wracken Schiff zu sehen. Kein Lichtschein, kein Signal, kein Ziel, nach dem sie eine Rettungsleine abschießen konnten. Da standen sie mit ihren Raketen und waren gänzlich machtlos.

„Na, denn müssen wir eben rudern", sagte einer.

„Unmöglich", meinten sie.

Aber dennoch mußte gerudert werden. Menschenleben in Gefahr — da gab es kein Unmöglich. Also zurück. Der schwere Bootswagen wurde bespannt, mit unsäglicher Mühe schafften sie ihn durch den Dünensand zum Wasser. Teufel auch, sie waren in Schweiß gebadet, als das Rettungsboot endlich flott war. Acht Mann an die Riemen! Aber die Brandung war zu gewaltig, riß ihnen die Ruder weg, stürzte Brecher auf Brecher über sie her, so daß sie tief im Wasser saßen, und immer von neuem wurde das Boot ans Ufer zurückgeworfen. Doch es hatte seine Luftkästen, die es über Wasser hielten, daß es nicht absacken konnte, wenn auch ungeheure Sturzseen darüber hingingen. Und endlich, nach stundenlangem, übermenschlichem Ringen waren sie da, warfen sie die Fangleine den Gestrandeten zu, die sich an den Resten der Maste und Aufbauten festgebunden hatten, schrien sie hinüber: „Fangt auf!" Aber keiner von den sechs Schiffbrüchigen hatte mehr die Kraft dazu. Was nun? „Da

bin ich einfach auf das Wrack rübergesprungen", sagt Blode, als ob es nicht ein Sprung auf Leben und Tod gewesen wäre! Aber die Losgeschnittenen, völlig Entkräfteten nun hinüberzuschaffen in das Rettungsboot, das war vielleicht das allerschwerste Stück Arbeit. Es wurde geschafft, und das Gefühl, den wilden Elementen gewachsen zu sein, gab ihnen wieder Kraft zu dem neuen furchtbaren Kampf mit der Brandung. Sechs Stunden saßen zu Hause die Frauen bangend und betend, sechs lange, furchtbare Stunden; dann kamen die Männer heim und brachten sechs gerettete Menschenleben mit.

Hingerissen lauschen da die Mädel, und nun werden sie diese Erzählung nicht wieder vergessen. Sie blicken ehrfürchtig auf die einfachen Fischer, deren blaue Augen klar und ruhig, deren Gesichter hart und gefurcht, aber von dem unverkennbaren Adel heldischen Menschentums geprägt sind. Gut, daß ein so starker Menschenschlag auf der Wacht steht hier im Osten, gut für Deutschland.

Urwelttiere.

An einem Nachmittag sind die Mädel den Strand weit hinabgewandert, diesen leuchtenden Strand ohne Seebrücken, ohne Körbe, ohne Treppe und Steg. Weit unten, wo kein Mensch mehr zu sehen ist, baden sie am liebsten. Kornelie geht mit ihrem Skizzenbuch in die Vordüne, um Stranddisteln zu zeichnen, die seltenen silbergrauen Pflanzengebilde, deren stachlige Blätter wie aus Metall getrieben und mit einem leichten Hauch von Blau und Rosa überweht sind. Als die andern später über die Düne hinaufkommen, dunkel vor dem Abendhimmel mit wehenden Kleidern und Haaren, finden sie

die Eifrige ganz in ihr Werk vertieft. Sie kommen unhörbar und sehen ihr über die Schulter. „Nena, wie hübsch!“ „Herrlich!“ „Fabelhaft!“ rufen sie durcheinander. Kornelie hat aus Distelblättern ein prunkvolles Ornament entworfen und mit Wasserfarben zart angetuscht. „Ein Umschlag für unser Fahrtenbuch“, sagt sie. Gut, das kann sich sehen lassen!

Nun schlagen sie einen Bogen durch ein lichtes Birkenwäldchen, um auf den Fahrweg zu kommen. Plötzlich bleiben sie wie angenagelt stehen: da ragt über der Wiese, Halt gebietend, der Grenzpfahl. Es ist das erstemal, daß sie die drohende Gewalt dieses „bis hierher und nicht weiter“ empfinden. Was ist das: Grenze? Kann man es begreifen? Hier ist ein Weg, warum dürfen sie ihn nicht gehen? Ist es nicht dieselbe Sauerampferwiese hüben wie drüben, die so wunderbar in der Abendsonne glüht? Sie wissen wohl: Grenzen sind notwendig; damit muß man sich abfinden. Dennoch: diese Grenze hier, diese Grenze der Willkür, mußte sie sein? Kann man diesen Pfahl ohne Trauer und Bitterkeit betrachten?

„Kinder“, sagt Inge ganz feierlich, „das Land da drüben war unser Land. Dieser Pfahl wurde mitten in deutsches Gebiet eingerammt. In der Bretterbude dahinten sitzt der Grenzposten und beobachtet uns.“

„Ha“, ruft Ursel und droht mit der Faust, „wollen einfach rüberlaufen und sehen, was geschieht. Ich habe keine Angst vor dem.“

„Dummes Ding“, sagt Inge und packt sie beim Kragen, „das sind Kindereien. Dafür ist diese Frage viel zu ernst. Seht mal“, fährt sie fort, „das ganze Memelland ist noch heute von Deutschen bewohnt. Ihr könnt euch denken, wie schwer sie es haben. Vergeßt nie, daß sie zu uns gehören, die Deutschen im Ausland. Ja, man



muß ihnen helfen, wo man kann. Wenn ihr dazu eine Gelegenheit erwischen könnt, laßt sie nie vorübergehen."

Sie schweigen. Mit brennenden Augen und noch lange stumm vor verhaltener Erregung wandern sie durch den Erlenbruch zurück. Keine schaut sich mehr um nach dem verhaßten Pfahl.

Wo sie jetzt gehen, ist mooriger Grund. Schwärme von Mücken wirbeln vor ihnen auf und glitzern in der Sonne. Hunderte von Vögeln schlüpfen durch das Laub und zwitschern. Sie müssen achtgeben auf den schmalen Pfad. Plötzlich knackt es im Unterholz. Sie bleiben erwartungsvoll stehen, und was sich nun auf der kleinen Moorlichtung vor ihnen abspielt, ist so wunderbar, daß

sie den Atem anhalten und ihre Herzen hoch aufklopfen. Der Elch, wahrhaftig, ein Elch! Wie aus längst verschollenen, sagenhaften Zeiten tritt er heraus in die Gegenwart dieses Abends, der Ureinwohner des Waldes, der mächtige Herr des Moores. Er hebt den Kopf mit dem riesigen Geweih und sichert nach allen Seiten. Dann fängt er ruhig an zu äsen, während hinter ihm aus dem Gebüsch seine Herde herankommt, drei Elchkühe mit ihren Jungen und zwei kleinere Schaufier. Langsam ziehen sie über das Moor, die vielen seltsamen Tiere, deutlich hört man das Rupfen und Mahlen der Mäuler. Die Mädel hocken regungslos hinter den Erlen. Als aber Ursel versucht, vorsichtig anzuschleichen, schreckt ein Knistern den alten Elch auf, daß er mit ein paar schnellen Fluchten auf das Gehölz zustürmt. Alles kommt in Bewegung, die Mädel erschrecken, Brigitte rettet sich zu Inge und klammert sich an ihren Arm.

„Pst, ruhig."

Nun steht der Elch wieder, zwanzig Schritte vor ihnen, und mit ihm die Herde. Der Geruch der Tierleiber hängt in den Zweigen. Was für ein gewaltiges Geschöpf ist dieser alte Elch! Und die Kleinen, wie drollig sitzen die schweren Köpfe an dem noch zierlichen Körper! Sie drängen sich an die ruhig äsenden Mütter und trinken. Manchmal hebt der Alte die breiten Schaufeln, um zu sichern, aber der Wind ist günstig, er merkt nichts von der lautlosen Nähe der Menschenkinder.

Es wird dunkler; ein letzter Streifen Sonne liegt auf den zottigen braunen Fellen. Langsam wandern sie vorüber; niemand wagt, sich zu regen, bis auch die letzte Schaufel im Erlengebüsch verschwunden ist. Da jauchzen sie auf: war das schön!

Inge hält die Gitta noch immer an der Hand. Sie

gehen langsam, um den Fuß zu schonen, und so bleiben sie bald ein Stückchen zurück.

„War das nicht herrlich?"

„Fabelhaft war's", nickt Brigitte.

„Auf Fahrten kann man so viel Schönes erleben", fährt Inge fort, „aber man darf es sich nicht verscherzen." Gitta läßt Inges Hand los und will entwischen. „Bleib mal jetzt hier, du Schlingel", sagt Inge, „ich muß doch endlich einmal ernsthaft mit dir reden. Du bist auch jetzt wieder, trotz meiner Warnung, aus der Reihe getanzt. Ich will dir keine Rede halten über Gehorsam und so; du weißt, ich kann das nicht leiden. Aber du weißt auch: das nächstemal muß ich dich von den Fahrten ausschließen. Gib mir die Hand und versprich, es soll nicht wieder vorkommen. Dann sind wir beide beruhigt und können die schönen Tage viel besser genießen."

Brigitte sieht nicht auf. Sie schweigt verstockt.

„Na?" Nichts.

„Brigitte, ich bitte dich darum."

Gemurmel und Tränen in den Augen, aber kein „ja", keine dargebotene Hand.

„Glaubst du", redet Inge wieder auf sie ein, „daß es mir Freude macht, so streng sein zu müssen? Glaubst du, daß ich froh wäre, dich los zu sein, daß die anderen sich freuen, wenn du nicht dabei bist? Im Gegenteil, ganz im Gegenteil. Wir können dich gar nicht entbehren, du bist doch unser lustiger Vogel. Sieh mal, wenn du kommst und wo du bist, hört man immer lachen. Gitta, Mädel, sag nur mal, was soll werden ohne dich?" Da ist es Brigitte, als wenn innen etwas Hartes springt und eine warme Welle hervorbricht. Ganz weit wird ihr Herz vor freudigem Erstaunen, und ihr Gesicht glüht dunkler als der Schein des Abendrots. So spricht

Inge zu ihr? So zu dem Mädel, das ihr so oft das Leben schwer macht mit Eigensinn und Wildheit? Ist das wirklich wahr?

Eine Weile dauert es noch, bis sie sich gefaßt hat; aber Inge sieht wohl, wie die Züge sich entspannen und aufleuchten; und als nun in dem beschämten Gesicht die feuchten Augen aufgehen, sind sie voll Dankbarkeit und Freude und heißer Bereitschaft. „Inge, ich will immer tun, was du sagst."

Ein Händedruck, und fort ist sie, die wilde Gitta.

Fällt es niemand auf, daß sie an diesem Abend so ungewöhnlich still ist, aber innerlich beseligt und strahlend? Nein, denn in ihnen allen schwingt heute ein besonderes Glücksgefühl, und immer wieder sehen sie in Gedanken die kleine leuchtende Wiese im Moor und darin gewaltig und urwelthaft: die Elche.

Segelflieger.

Die Mädel sind nach Rossitten übergesiedelt; in der Jugendherberge ist noch Raum für sie.

Rossitten, das heißt Vogelwarte, Störche, die mit einem Erkennungsring am Bein hier auf die Reise geschickt und in allen Gegenden Europas und Nordafrikas aufgefunden werden, es heißt Möwenbruch und Scharen der Zugvögel, die an manchen Frühjahrs- und Herbsttagen zu Hunderttausenden auf dieser schmalen Landbrücke von Nord nach Süd vorüberziehen; Rossitten, das heißt auch Segelflug, Mensch, der mit den gefiederten Geschöpfen um die Eroberung der Lüfte wetteifert, es heißt Mut, Ausdauer, zähe Arbeit und — Weltrekord.

Auf dem hohen Kamm der Düne liegen die Mädel in der ersten Morgensonne und sehen zu, wie die jungen Flieger ihre schlanken, blankpolierten Riesenvögel den Hang heraufschleppen. Jeder hilft jedem, nur in treuer Kameradschaft ist Segelfliegerei überhaupt möglich.

„Was wiegt so ein Ding wohl?" fragt Barbara.

„Mehrere Zentner, meine jungen Herrschaften", sagt der Fluglehrer, der ihre Frage gehört hat.

„Donnerwetter! Und das trägt der Wind aus eigener Kraft nach oben?"

„Ja, seht mal", erklärt der Lehrer und setzt sich zu ihnen in den Sand, „das ist auch ein besonderer Wind, den wir brauchen. Hangaufwind nennen wir ihn. Von Osten weht er über das Haff, prallt an die steile Düne und gleitet an ihr in die Höhe. Ohne den können wir gar nichts machen. — So, jetzt Achtung, gleich geht die Fliegerei los!" Damit springt er auf, mustert das Gelände nnd ruft: „Fertig?"

Ursel ist begeistert. Sie ist ganz bei der Sache und läßt kein Auge von dem Tun und Treiben der Mannschaft. „Fliegen, Kinners, Segelfliegen lerne ich bestimmt mal", sagt sie, „es muß noch schöner sein als Reiten und viel abwechslungsreicher."

Eine besonders freudige Spannung scheint heute im Fliegerlager zu herrschen. Sie trällern und pfeifen bei der Arbeit, die jungen Leute, als stände etwas Besonderes bevor. Immer wieder schauen sie zu den leuchtenden Haufenwolken empor und nicken befriedigt; denn solche dicken Wolken verheißen herrlichen Aufwind. Die Mädel haben längst heraus, daß ein paar alte erprobte Kämpen heute starten und einige Schüler ihre C-Prüfung ablegen, das heißt: mindestens fünf

Minuten ohne Höhenverlust fliegen. „Wer sind die Schüler und wer die Meister?“ fragt Nena.

„Das ratet mal“, antwortet der Fluglehrer.

Aber die Schüler sind bald erkannt: an ihrer viel zu aufgeregten Geschäftigkeit.

Die Reihenfolge der Starts ist bestimmt. Die Mannschaft sammelt sich um eine silbergraue Maschine. Der Flieger nimmt Platz, schnallt sich an, prüft seine Meßapparate, ist bereit. Zehn Mann hängen sich an das Gummiseil, nachdem die Haltemannschaft den Vogel am Schwanz gepackt hat.

„Ausziehen!“ — „Laufen!“ — „Los!“

Das Flugzeug schnellt in die Luft, das Gummiseil fällt ab, der Mann im Sitz hat den Steuerknüppel fest in der Hand, und nun schwebt der silberne Vogel frei in den Lüften, hebt sich, geht in die Linkskurve, fliegt in wundervoller Acht ständig vor dem Hang, schraubt sich so im Hangaufwind immer höher, einer großen weißen Wolke zu. Gebannt folgen ihm die Mädel mit den Blicken, bis plötzlich wieder das Kommando „Fertig!“ ertönt und ein zweites Flugzeug auf die Reise geschickt wird. Ein Schüler. Der Fluglehrer redet noch ermunternd auf ihn ein, dann fassen die Kameraden das Seil, laufen, der kleine Apparat klinkt aus und schwebt. Um den Lehrer stehen die Mitschüler und üben scharfe Kritik. Jede Wendung, jedes Schwanken, jeder Höhenverlust, jede Steigung wird mit kräftigen Sprüchen im Fliegerlatein begleitet. Aber sieh da, Donnerwetter, der kann schon was! In wenigen Minuten hat er beträchtlich an Höhe gewonnen. Bravo, Kamerad!

Weiter. Immer neue Vögel fliegen auf; nun hängen vier Maschinen unter dem blauen Himmel, in Kurven schrauben sie sich aufwärts und suchen Anschluß an

die blendenden Wolken. Unter ihnen kreisen die Prüflinge zur „C". Schon kommt der erste Schüler im Gleitflug herunter und zischt mit der Kufe seiner „Rossitten-Aß" durch den Sand in dem flachen Vorgelände. Gleich sind die Kameraden zur Stelle, die Aufgabe war pünktlich erfüllt. Voller Freude löst der frischgebackene „C"-Pilot die Anschnallgurte und macht sein „Bett" zurecht, indem er alle Gurte sorgsam um den Führersitz legt. Plötzlich ein Schrei der Mädchen: „Um Gottes willen!" Mit großer Geschwindigkeit schießt das Flugzeug eines anderen Schülers aus der Höhe herab. Lisa und Kornelie werfen erschreckt die Hände vors Gesicht; aber als sie nach Sekunden die Augen wieder öffnen, da sehen sie, wie er eben in den Kupsten landet. Hart stößt die Maschine an einen Erdbuckel und stellt sich auf den Kopf, deutlich hört man das Splittern des Holzes. „Was ist mit dem Flieger? Ist er verunglückt?" Gott sei Dank, er klettert schon heraus, nichts ist ihm geschehen, wenn er auch mit bestürzter Miene sein zerbrochenes Flugzeug betrachtet.

„Mann", ruft ein Kamerad, „was suchst du denn in der Erde, du Petroleumbohrer?" „Ach was", sagt ein anderer, „Hauptsache, seine Knochen sind heil geblieben. Die Prüfung schafft er nächstes Mal. Kopf hoch, alter Bursche!" Aber der zeigt stumm auf die Trümmer seiner Maschine.

„Ach so, deine Kiste! Junge, darum keine Bange, die bauen wir schon wieder zusammen, was, Leute?" „Na klar." „Selbstverständlich helfen wir." „Gemacht."

Nun lacht er wieder und wischt mit dem Taschentuch das Blut ab, das aus dem Ärmel sickert. Dies sehen und ein Verbandspäckchen aufreißen, ist eins für Kornelie. Aber sie reicht es Inge, die zu dem Flieger

aufblickt: „Darf ich?" Der krempelt den zerrissenen Ärmel hoch und streckt seinen sehnigen Arm aus. Eine Fleischwunde, tief, aber nicht schlimm. Da zeigt man gern, was man gelernt hat, und macht den Verband mit besonderer Sorgfalt.

„Schönen Dank auch, Mädels!"

Inzwischen sind die anderen Schulflugzeuge wohlbehalten eingetroffen, und ihre Lenker müssen noch an Ort und Stelle die Kritik des Fluglehrers über sich ergehen lassen. Das gibt, wenn's gut geht, eine dritte Möwe auf die Jacken. Dann heißt es: auf zum Essen, und fröhlich ziehen sie ab.

Ein Flieger kreist noch hoch am Mittagshimmel, als die Mädel ins Dorf zurückwandern.

„Du, Inge", fragt Lisa, „was hat der da oben eigentlich vor?" „Rekord brechen natürlich." „Unerhörte Sache so was", sagt Ursel, „denkt mal an, einundzwanzig Stunden müssen überboten werden. Könnt ihr euch das überhaupt vorstellen? — Und dabei hält diesen Weltrekord noch ein Amerikaner!" „Drückt alle den Daumen, daß es glückt!" ruft Barbara, und mit anderen Augen als sonst schauen sie nun die ständig sich kräuselnden Wogen an, die den gleichbleibenden starken Wind verraten — und dann gilt ihr Blick dem Flieger, dem sie plötzlich so nahe stehen, ohne ihn zu kennen. 200 Meter schwebt er über ihnen, und bei jeder Kurve vor dem Hang blitzen die blanken Flächen im Sonnenschein auf. Hoch darüber ziehen die weißen Wolken . . .

Der Blumenstrauß.

„Müssen wir wirklich morgen früh losfahren?" fragt Marianne beim Abendbrot. Ursel läßt vor

Schreck ihre Flunder fallen: „Was? Wir können doch jetzt nicht fort! Wir können doch solch ein Ereignis nicht versäumen!“ „Ausgeschlossen“, sagt Inge, und Ursel atmet auf. Also verzichten sie auf Trakehnen und die Rominter Heide und bleiben noch einen Tag auf der Nehrung.

Rossitten summt wie ein aufgeschreckter Bienenschwarm. Jeder spricht nur von dem Flieger, der nun schon dreizehn Stunden mit seinem „Geier“ in der Luft ist. Leicht und wendig schwebt das Flugzeug in der Abendsonne, während die Kameraden auf den Dünen stehen und in unbeschreiblicher Spannung hinaufblicken. Die Sommergäste sind nicht minder erregt als die Mädel; nur ein paar Fischer sehen sich die Sache gelassen an, die Hände in den Hosentaschen und im Mundwinkel die Pipe. Immer wenn eine Stunde abgelaufen ist, ertönt ein Kranichschrei und signalisiert nach oben: Halt aus, Kamerad!

Ein stiller Abend sinkt herab, nur leise noch streicht der Wind über die Nehrung. Tiefer und tiefer kommt das Segelflugzeug. Schon krebst es sogar unter Hanghöhe. Von Mund zu Mund läuft die bange Frage: Wird er aufgeben müssen? Wird der Wind ganz abflauen? Mit Sorgen und Erregung sehen die Flieger zum Windmesser, der auf der Hangkette steht und in dem sich die Halbkugeln gar nicht schneller drehen wollen. 20 bange Minuten! Dann aber entdecken sie im fernen Westen eine Kräuselung des Haffes und stärkere Wolkenbildung. Die Pusteengel kommen wieder herbeigeeilt: gerettet!

Inzwischen haben Jungen an bestimmten Stellen Äste und Reisig auf die Dünen und ins Vorgelände geschleppt und zu großen Holzstößen geschichtet. Wie nun

die Dämmerung ihre grauen Schleier über die Erde deckt, flammen die Feuer auf, Wendemarken für den, der einsam im Dunkeln seine Kreise zieht. Als schwachen Schatten nur glaubt man den lautlosen Vogel manchmal gegen den gestirnten Himmel zu erkennen. Aber der Wind hat wieder aufgefrischt. Er fährt in die Flammen hinein, daß sie lodern und hoch aufsprühen.

Die Mädel wandern über den Dünenkamm und lassen sich bei einem der Feuer nieder. Dorfjugend findet sich dazu, und wie von selbst erwachen die Lieder, leise und zarte Weisen, die in der Nacht verschweben. Das Feuer knistert, und gedämpft klingt das Rauschen des Meeres herüber. Am liebsten möchten die Mädel die ganze Nacht hier verweilen; aber als die Feuerwache abgelöst wird, befiehlt auch Inge: „Nach Hause!"

„Der da oben darf auch keine Müdigkeit kennen", trotzt Barbara, „laß doch uns Großen hier draußen!" Es hilft nichts, Inge kennt ihre Verantwortung. Und so gehen sie zur Ruhe, aber bis in Schlaf und Traum hinein kreisen ihre Gedanken mit dem Piloten durch die Nacht.

In frühester Dämmerung ist Kornelie wach, schlüpft leise aus dem Bett zum Fenster und sucht den Himmel ab. Er ist fahl und leer. Lange wartet sie, und schon will sie fröstelnd und etwas enttäuscht wieder unter die Decke kriechen, da zuckt ein heller Lichtblitz auf, wie eine goldene Libelle schwebt das Flugzeug im Morgenhimmel. Im Nu sind alle Mädel auf den Beinen und haben nur einen Gedanken: in die Dünen!

Die Erregung wächst! Von einem Kranichschrei zum andern fiebern Hunderte von Menschen der Entscheidung entgegen. Langsam schleichen die ersten Morgenstunden, Minuten und Sekunden dahin. Männer der

Presse und der Kamera sind aus Königsberg eingetroffen, auch Hitlerjugend ist auf einmal da mit ihren Fahnen. Plötzlich heulen die Sirenen auf, die Menschen schreien, jubeln, winken, die Zeit ist überschritten, ein neuer Weltrekord ist erflogen. 22 Stunden — und der „Geier" zieht ruhig weiter seine Bahnen, während an allen Masten die Fahnen hochgehen. Es wird Mittag, an Essen denken nur wenige, immer noch fliegt der „Geier". Die Sonne zieht nach Westen hinüber und senkt sich dem Meere zu. Der „Geier" fliegt ...

„Und wir?" fragt Marianne, „was machen wir?" Barbara überlegt. „Wir bitten Johann um recht viele Blumen aus seinem Gärtchen." Gesagt, getan. Im Sturmschritt laufen die beiden ins Dorf, und Johann schneidet bereitwillig langgestielten Rittersporn, zartlavendelblauen und ganz dunklen, auf dem rote Tupfen wie kleine Flämmchen glühen, weißen und purpurroten Phlox, Glockenblumen und Karthäusernelken in allen Farben und die braunsamtenen Skabiosen.

„Bärbel, altes Haus", jauchzt Marianne, „ist das nicht wunderbar?" Der Strauß ist wirklich überwältigend. Er leuchtet und sprüht, als wollte er aller Welt sagen: ich bin der Sommer.

Außer Atem kommen die zwei zur Düne zurück mit ihrer herrlich-bunten Last. Es war aber auch die höchste Zeit; denn jetzt, da es zum zweiten Male Abend wird, kommt der große Vogel in langsamen Kurven zur Erde nieder, und während Flugschüler den Landeplatz absperren, setzt er sanft auf der Düne auf. Nun ist die Menge nicht mehr zu halten.

„Heil! Heil! Heil!" schallt es brausend und nicht endenwollend aus tausend Kehlen.

Die Mädel drängen sich vor, und nicht ihnen, aber

dem schönen Strauß, den die kleine Lore kaum schleppen kann, macht alles Platz, so daß sie plötzlich neben dem „Geier“ stehen, aus dem die Kameraden den erschöpften Flieger heben. Seine lebendigen Augen leuchten auf, als er wieder festen Boden unter den Füßen fühlt. Da sieht er den riesigen Blumenstrauß und streckt seine Hand danach aus: „Kinder, wie schön!“ Lore kann kein Wort sagen; er aber nimmt den Strauß in den Arm, und schon steht er mitten im Kreis der Mädel; das haben die Kameraleute schnell entdeckt, und sofort sind ihre Objektive auf die lachende Gruppe gerichtet. Noch wie befangen vom Eindruck der großen Einsamkeit sagt der Flieger: „War das herrlich schön!“ und dann schüttelt er jedem der Mädel herzlich die Hand. Da kommt auch der Schulleiter endlich zu Wort: „Bravo, Kurt, hast's geschafft, so groß, wie wir es nie gedacht. Der alte Ostpreußengeist hat wieder seine Zähigkeit bewiesen. So wie damals unser guter Onkel Ferdinand (gemeint ist Ferdinand Schulz) den Franzosen und dem Belgier den Weltrekord abgenommen hat, so hast auch du ihn wieder für Deutschland gewonnen!“ „Das ist das Schönste an meinem Flug!“ strahlt Kurt über das ganze Gesicht! Längst haben ihn unterdessen zwei Flieger auf die Schultern genommen und tragen ihn im Triumph fort; noch von weitem leuchtet der Strauß wie eine Feuerboje in der untergehenden Sonne.

Auch die Mädel sind ganz erschöpft vor Glück. Das war ein Erlebnis!

„Paßt mal auf“, sagt Barbara, „wir werden in allen Zeitungen sein.“ „Natürlich, und darunter wird stehen: Der Weltrekordflieger wird bei seiner Landung von einer Gruppe Hitlermädel begrüßt.“ Donnerwetter

ja, in allen Ländern der Welt wird man sie sehen, sie, ihren Blumenstrauß und den neuen Weltrekord-Flieger. 36 Stunden ... *)

Ein Tag der Zwischenfälle.

Am nächsten Tage segeln die acht mit einem Kurenkahn über das Haff zum Festland. Der Himmel ist blau mit schweren, weißen Wolken, das Wasser ist blau, und die Wanderdünen leuchten gelb an der entschwindenden Küste. Als sie in einen Arm des Memeldeltas einfahren, breiten sich weite, flache Wiesen aus, unendliches Grün, mit Heuschobern besetzt. Durch diese sanfte, stille Memelniederung mit ihren Wasserläufen, die von Erlen- und Birkenreihen umsäumt sind, wandern die Mädel auf Tilsit zu, das sie nicht ohne ein tüchtiges Stück echten Tilsiter Käse im Affen wieder verlassen. Dann geht es südwestlich über Insterburg und Gerdauen ins Ermländische hinein.

Der Himmel strahlt unentwegt, als hätte er seine schönsten Tage aufgespart und wollte nun dieses schwergeprüfte Land im vollen Lichte seiner Schönheit zeigen. Wie ein blaßgoldener Mantel bedecken unabsehbare Kornfelder den Boden. Kräftig steht der reife Roggen in den Halmen; wenn ein Windhauch die Ähren streift, laufen leuchtende Wellen darüber hin wie über ein Meer von Glanz. Es riecht nach Brot. Vor dem Horizont stehen die Kreuze der Mühlen noch still; bald werden sie Arbeit bekommen und sich unermüdlich im Winde drehen. An den Rainen glüht rot der Mohn, und Barbara flicht Kornblumenkränze, die sie sich ins Haar drücken.

*) Der Weltrekord von Kurt Schmidt mit 36,36 Stunden am 3./4. August 1933 wurde an einem südlicheren Hang geflogen, am Korschenruher Hang.

Sie lagern auf einem Hügel und schauen in die blaue Weite. Inge spricht zu ihnen, wie sie es oft tut, wenn ihr das Herz voll ist. Das sind besondere Stunden. Sie spricht von diesem Lande, dieser Kornkammer, diesem gesegneten Boden, der — vom Blut der Ordensritter gedüngt, vom Schweiß der deutschen Siedler aus Thüringen und Westfalen, aus Pommern und Schlesien zur Blüte gebracht — im Weltkrieg noch einmal tödlich bedroht und von Hindenburg so ruhmreich wiedergewonnen wurde. Zehntausende zwar haben ihr Leben opfern müssen, es zu befreien, es deutsch zu erhalten. Aber war der Preis zu hoch dafür? — Nein, Inge hat recht, kein Preis ist zu hoch, wenn es um Deutschland geht.

„So weit der deutsche Fleiß reicht", erzählt Inge weiter, „so weit reicht Ordnung, Fruchtbarkeit, blühendes Leben. Aber nach Osten zu wird dies Leben immer armseliger. Litauen. Polen. Und dann braucht ihr nur an Sowjetrußland zu denken, dann wißt ihr: da herrscht die Knute über den Bauern, da liegen die Dörfer verödet, und der das Brot baut, hat nichts, wovon er satt werden kann. Das nennen sie Kollektiv. Haß wird gesät und Not und Tod geerntet. Bei uns aber — nun, seht doch hin!"

Da fühlen sie im Angesicht der atmenden Felder unter dem hohen Himmel: dieses Land muß man lieben.

Barbara ist beglückt von der bäuerlichen Landschaft; hier fühlt sie sich zu Hause.

„Weißt du", sagt sie einmal zu Inge, „ich muß aufs Land. Ich weiß es immer bestimmter, daß mir die Landarbeit am meisten Freude machen wird."

„Was sagt denn dein Vater dazu?"

„Der ist nicht begeistert. Wer Bauer werden will, sagt er, muß auf dem Lande geboren sein. Was kann ich

dagegen vorbringen?" „Daß ein ehrlicher Wille alle Widerstände überwindet."

„Da wirst du aber kämpfen müssen", sagt Marianne, „du, laß dich nicht unterkriegen."

„Nein, Anne, das werde ich auch nicht. Aber ich weiß, es wird nicht so einfach sein."

„Glaubst du, meine Eltern sehen es gern", sagt Inge, „daß ich als Lehrerin in die Grenzmark gehe? Wenn sie schon das Wort ‚Notstandsgebiet' hören, wird ihnen bange. Sie möchten es uns immer leicht machen."

„Ja, siehst du", fällt Barbara ein, „sie sind immer böse, wenn wir den Weg nicht gehen wollen, den sie uns ebnen; wenn wir unsern eigenen Weg wollen, sei er auch unsicher, sei er auch steinig. Ich will aufs Land, und wo ein Wille ist, da wird auch ein Weg sein . . ."

Sie sind auf dem Marsch zu Onkel Jochen; da kommen sie wohl gerade zur Ernte zurecht, denn hier und da fangen die Bauern schon an, den Roggen zu schneiden, früher als sonst. Es ist Mitte Juli.

Der Tag ist glutheiß und der Weg weit. Gegen Mittag flüchten sie in den Schatten eines Buchenwäldchens. Kornelie und Barbara besorgen am Waldrande die Kocherei; dann ist Freizeit, und sie gehen in die Blaubeeren, die riesengroß und in Fülle aus dem Laub hervorleuchten, oder sie legen sich ins Moos und blinzeln müde in die Wipfel hinauf, wo die Sonne ihr Licht in tausend goldenen Tupfen tanzen läßt.

Plötzlich ein Pfiff. Das ist Inges Signal! Sie eilen zum Lagerplatz: „Was gibt's?"

„Habt ihr denn nicht gesehen, wie schwarz es dahinten heraufkommt? Marsch, auf den Weg!"

Da schultern sie ihre Affen und laufen, was sie kön-

nen. Aber so schwer, meinen sie, hatten sie noch nie zu schleppen, so lang war noch kein Weg.

„Los", drängt Inge, „äußerste Kraft voraus!"

Schwarzblaue Wolken schieben sich übereinander. Die Sonne sticht, die Luft wird immer bleierner. Auf einmal bleibt Lore stehen, wirft sich am Wegrand hin und stöhnt: „Ich kann nicht mehr." Das blonde Haar klebt ihr in der Stirn, rote Flecken glühen auf ihren Backen, sie sieht zum Erbarmen aus. Aber was hilft es? Weit und breit ist kein Haus, kein Dorf, nur flimmernde Felder.

„Gib deinen Affen her, du auch, Brigitte. Und nun marschieren die Kleinen vorn als Schrittmacher. Wir werden's schon schaffen."

Wieder geht es vorwärts, obwohl die Füße nicht mehr wollen und die Kehlen ganz trocken sind. Immer langsamer wird der Marsch.

„Ein Lied", befiehlt Inge, weil sie weiß, der Takt bringt auch die ermüdeten Glieder noch einmal in Bewegung. Sie singen; aber es klingt nicht wie sonst, sei's auch das Lied, das sie vor allen lieben:

In den Ostwind hebt die Fahnen,
Denn im Ostwind stehn sie gut.
Dann befehlen sie zum Aufbruch,
Und den Ruf hört unser Blut.
Denn ein Land gibt uns die Antwort,
Und das trägt ein deutsch' Gesicht.
Dafür haben viel geblutet,
Und drum schweigt der Boden nicht.

In den Ostwind hebt die Fahnen,
Daß sie weh'n zu neuer Fahrt.

Macht euch stark! Wer baut im Osten,
Dem wird keine Not erspart.
Doch ein Land ...

Da fährt ihnen ein gewaltiger Blitz mitten in die Strophe hinein. Vom Donner bebt die Erde. Die schwarze Wetterwand ist drohend über ihnen. Die Kleinen fangen erschreckt an zu laufen und wollen unter einer Eiche Schutz suchen.

„Soll euch der Blitz erschlagen, ihr Tröpfe?" ruft Inge.

Nun fallen die ersten schweren Tropfen. Die Mädel ziehen die Jacken an und hüllen sich in die Schlafdecken; aber viel hilft es nicht; bald schüttet es wie aus Kübeln, und Bäche rieseln an ihnen herunter. Da zeigt Inge in die Ferne: „Seht ihr das Dach?" Das gibt ihnen noch einmal Mut. Fast am Ende ihrer Kräfte sind sie, als sie auf das Dach zustürmen, das zu einer elenden Bretterbude gehört.

„Verschlossen? Ach verflixt!" — Aber ihrem Rütteln gibt die leichte Tür nach. Gott sei Dank, ein trockener Winkel.

Eng aneinander hocken sie hier zwischen altem Werkzeug und Gerümpel, und nun finden sie es herrlich, vor der offenen Tür das Gewitter wie ein erregendes Schauspiel toben zu sehen. In dichten Schleiern weht der Regen vorüber, silbern zerplatzen die Tropfen auf den großen Pfützen, in denen die Blitze widerleuchten. Gezackte Feuer zerspalten den Himmel, und dumpfes Grollen erschüttert ihn in seinen Grundfesten. Das ist gewaltig, alle Sinne leben auf in diesem großartigen Ringen der Kräfte. Endlich aber läßt der Regen nach, nur fern noch wetterleuchten die Blitze, und über der erfrischten Landschaft spannt sich der Regenbogen.

Als sie sich wieder auf den Weg machen, sehen sie schon von fern zwischen mächtigen Baumkronen die feuchtglänzenden Dächer des Gutes. Eine mit steinernen Wappen geschmückte Brücke führt über ein Flüßchen in eine schnurgerade Lindenallee. Am Ende ein hohes Gittertor, dessen Flügel weit offen stehen. Um einen gepflasterten Hof mit alten Eiben schließen sich die Verwaltungsgebäude.

„Hier muß mein Onkel wohnen", meint Lisa, „in diesem neuen Haus mit den Mullgardinen."

Rechter Hand führt ein steinerner Bogen in einen größeren Hof, den rings die alten, efeubewachsenen Gutshäuser umstehen. In der Mitte ein überdachter Brunnen mit Kette und Schöpfeimer, dessen Becken mit einem Fries von Bildwerken geschmückt ist. Sie werfen nur einen scheuen Blick hinein und erfreuen sich an dem malerischen Bild. Sie halten sich links, wo der riesige Wirtschaftshof sich auftut mit Scheunen, Ställen, Remisen und den geräumigen Dunggruben. Hier sehen sie auch Menschen.

„Ist der Inspektor da?"

„Nee, aber die Frau Inspektor'n. Da drüben."

Der Knecht zeigt auf einen Nebenhof, wo eine Frau im rotkarierten Dirndlkleid inmitten des bunten Gewimmels von scharrenden und pickenden Hühnern, Tauben, Enten und Gänsen mit vollen Händen Körner streut.

„Tante Mathilde!" Die Frau sieht Lisa mit erstaunt hochgezogenen Augenbrauen an.

„Nanu, ihr kommt doch hierher? Jochen hat dir doch geschrieben, daß wir keinen Platz haben."

„Ich habe keinen Brief bekommen. Können wir denn nicht im Heu schlafen?"

„Jetzt mitten in der Ernte? Das geht nicht. In Liebendorf ist ja eine Jugendherberge ..."

„Ja, Tante Mathilde, wir wollten aber ... wir dachten ..."

„Du kannst ja hierbleiben, wenn du willst. Aber die anderen kann ich nicht unterbringen. Überleg' dir doch: Das Gut gehört nicht uns; wie können wir da jetzt so viele fremde Mädel einfach einquartieren?"

Mit diesen Worten geht die resolute Frau in den Stall, um neues Futter zu holen. Lisa hat zornige Tränen im Auge. „Unerhört", sagt sie, „und hier habe ich euch hergeschleppt. Was wollen wir machen? Wollen wir nicht auf Jochen warten? Der ist nicht so ..."

„Ich gehe zum Gutsherrn", sagt Ursel empört.

„Nein", entscheidet Inge, „hier bleiben wir auf keinen Fall. Kehrt marsch!"

Ihre Gesichter sehen aus wie verhagelt. Lore stöhnt, Ursel schimpft, Lisa ballt die Fäuste, nur Kornelie meint seelenruhig: „Was regt ihr euch auf? Laufen wir eben nach Liebendorf."

„Schon wieder laufen?" brummt Brigitte. „Wir haben genug davon." „Und dann kein Platz in der Juchhe, das ist klar", meint Barbara.

„Na also", schlägt Marianne vor, „setzen wir uns erst mal auf die Brücke und stärken uns."

Das war ein Wort, jetzt fühlen sie alle den Hunger. Auf der Brüstung der kleinen Brücke sitzen sie und lassen sich die Abendsonne auf die feuchten Rücken scheinen; redlich wird geteilt, was noch in den Kochgeschirren ist. Aber die Stimmung bleibt gedrückt, und alle Reden beben noch von leisem Groll.

Die Sonne neigt sich. Es wird Zeit, aufzubrechen.

Da kommt ein leichter gelber Jagdwagen auf das Brücklein zugerollt; der Kutscher läßt die Pferde in Schritt fallen. Zwei Männer sitzen im Wagen, ein junger und ein alter.

„Herrje!" ruft Barbara, „das ist ja Großväterchen vom Schiff."

„Herrje!" ruft der alte Herr, „Mädels, wo kommt ihr her?"

Der Wagen hält, ein paar Worte hin und her, und: „Kommt gar nicht in Frage, daß ihr nach Liebendorf geht", sagt der alte Herr, „ihr seid meine Gäste."

Erleichtertes Aufatmen, jubelnde Zurufe, und im Triumph geht es zurück zum Gutshof.

Zur Abendtafel dürfen sie ins Herrenhaus kommen und lassen sich die knusperigen Eierkuchen, kalten Braten und Salat mit frischer Sahne köstlich schmecken nach so viel Mißgeschick.

Später sitzen sie in der großen Halle, der alte Gutsherr, sein Sohn mit seiner jungen Frau und die Mädel. Die Wände der Halle sind bis hoch hinauf mit Geweihen geschmückt. Unten hängen zwischen meisterhaften Aufnahmen alter Ordensburgen Schwerter, Schilde und allerlei Gewaffen. In der Ecke steht eine altersschwarze Rüstung mit prachtvoll ziseliertem Brustpanzer, während ein Glasschrank Helme und Eisenhandschuhe, alte Gewänder und den Fetzen eines weißen Ordensrittermantels birgt. Überall das schwarze Kreuz auf weißem Grunde. Da weht dem, der fremd hier hereintritt, ein Schauer der Ehrfurcht übers Herz; er spürt, wie aus allen Winkeln Vergangenheit raunt, die stolze Vergangenheit eines alten Geschlechtes, die nun der Gutsherr wirklich vor den atemlos lauschenden Kindern erstehen läßt, mit sprühenden Augen und selbst hingeris-

sen von der herben Größe und heroischen Tatbereitschaft seiner Ahnen.

Plötzlich ein Pochen an der Tür; ein schlanker blonder Mann in Joppe und Reitstiefeln tritt ein, eine prächtige Gestalt mit tiefgebräuntem Gesicht und stahlblauen Augen. Er grüßt, verneigt sich noch einmal vor dem alten Herrn, und dann breitet er die Arme aus: „Lisa!"

„Jochen!" Das also ist Jochen. Der gefällt ihnen.

„Es tut mir leid, Mädels", sagt er, alle Hände kräftig schüttelnd, „daß ich euch nicht gleich in Empfang nehmen konnte. Ich weiß alles; aber es hat wohl so kommen sollen. War es nicht so noch viel schöner?"

Gewiß, er hat recht, so war es fast ein Abenteuer.

„Und morgen wird gemäht, was meint ihr dazu?"

„Helfen, helfen wollen wir!"

„Das hab' ich mir gedacht. Recht so. Ich habe schon ein Stück für euch ausgesucht, das will ich selbst mit ein paar Knechten mähen. Hab's lange nicht mehr gemacht und freue mich auch darauf. Aber ihr müßt um 4 Uhr aufstehen, wird das gelingen?"

„Das wär' ja gelacht, wenn wir nicht aufstehen könnten."

„Gut. Dann aber schnell ins Bett und tüchtig ausgeschlafen. Gute Nacht!"

Kornernte.

Als Barbara wach wird, reibt sie sich die Augen: wo ist sie denn? Ach, mitten im duftenden Heu liegt sie, weich wie in einer flaumigen Wolke. Dunkel ist es hier oben, aber je länger man schaut, um so durchsichtiger werden die braunen Schatten; irgendwo schießen schräge Sonnenstrahlen herein, und der Staub dreht sich in den Lichtsäulen wie die Gestirne im Weltall. Durch

die Stille kommen erste Geräusche vom Hof. Barbara lauscht und erkennt das Klappern von Holzpantoffeln, das Schlagen von Türen. Jetzt werden die schweren Milchkannen abgesetzt, und nun zieht man wohl einen Wagen aus dem Schuppen. Was ist denn das nur für ein Klang? Ach ja, Sensendengeln! Da wird es Zeit. „Inge, aufstehen!"

Die Kleinen sind kaum wachzurütteln, so tief war der Schlaf. Aber als sie nach dem Waschen und Turnen mit ihren Kochgeschirren in den Kuhstall gehen, um die eben gemolkene Milch noch warm aus den Eimern zu schöpfen, sind sie schon wieder voll Übermut.

Jochen kommt. Sie binden sich weiße Taschentücher um den Kopf. Das steht ihnen gut zu den braungebrannten Gesichtern. Dann nehmen sie den Rechen über die Schulter, und fort geht es aufs Feld.

Ist es eigentlich wahr, daß sie noch vor drei Wochen auf den Schulbänken gesessen und Grammatik gepaukt haben? Ist es wahr, daß sie wegen einer Vier in Mathematik nicht schlafen konnten? Wie weit weg ist das nun!

Hier bücken sie sich mitten im Korn und arbeiten, daß ihnen der Schweiß in Perlen auf der Stirn steht, aber sie sind glücklich vor freudigem Eifer. Voran gehen die Männer und legen mit rauschendem Schnitt ihrer Sensen die Halme um. Sonst tun es auch hier die großen Mähmaschinen, aber Jochen macht es Spaß, noch einmal auf alte Art mit weiten Schwüngen des Armes die Sense zu gebrauchen. Drei Mädel winden eine Handvoll fester Halme zu Bändern und legen sie in Reihen nieder, die nächsten raffen ab und legen das Korn in Bündeln auf die Bänder, die letzten binden die Bündel fest, und die Garben sind fertig. Reihe um Reihe



und Stunde um Stunde schreitet die Arbeit fort. Fast ist es, als wollte das Feld gar kein Ende nehmen. Aber was für ein Gefühl, wenn sie sich umschauen und blicken auf die schimmernden Streifen ihrer geleisteten Arbeit! Nichts ist so befriedigend, als wenn man mit den Füßen abschreiten kann, wieviel man geschafft hat.

Plötzlich sagt jemand: „Ich wünsche Glück zur Arbeit!" Das ist der Gutsherr auf einem schönen Rappen; keiner hatte sein Kommen bemerkt. Da flüstert Jochen den Mädeln zu: „Schnell ein Band aus Halmen her! Inge, du als erste Binderin mußt es dem Herrn um den Arm binden!" „Warum denn?" „Das muß so sein, eine uralte Sitte. Rasch, ehe er weiterreitet." Inge gehorcht, aber sie tut es nicht ohne Verlegenheit und weiß nichts zu sagen. Der alte Herr scheint darauf gewartet zu haben; er neigt sich vom Pferd und läßt es ruhig geschehen; dann drückt er Inge ein Fünfmarkstück in die Hand und sagt: „Hiermit kaufe ich mich los." Inge steigt das Blut ins Gesicht, sie weigert sich, das Geld zu behalten. Aber Jochen ruft ihr zu: „Wer hier arbeiten will, muß auch die alten Bräuche erfüllen." Da nimmt Inge das Silberstück, und der alte Herr reitet lachend weiter.

Als die letzten Halme gemäht sind, wird Frühstückspause gemacht. Unter einer breitschattenden Pappel packen die Mädel den Korb aus: Butterbrote, so groß, meinen sie, wie nirgends auf der Welt, Steinkrüge mit Kaffee, die reihum gehen, und — „weil ihr es seid", sagt Jochen — eine große Schüssel voll schwarzer Kirschen. Es schmeckt ihnen, als hätten sie tagelang nichts zu essen bekommen. Die Kirschen sind angenehm kühl und saftig und löschen besser als alles andere den Durst ihrer ausgebrannten Kehlen.

Und nun kommt der allerlustigste Teil ihrer Arbeit, nun werden die Garben zu Hocken aufgestellt, immer zwei gegeneinander in langen Reihen. Wenn man da hineinkriecht, ist man wie vom Erdboden verschwunden.

„He", ruft Jochen, „werft mir nicht die Hocken um, sonst dürft ihr nie mehr helfen." Das zieht.

Dann kommen die großen Holzrechen in Tätigkeit; das Feld wird sauber abgeharkt und die Halme zu einer letzten Garbe gebunden. „Sind wir nun fertig?"

„Bewahre, wir müssen noch Ähren lesen."

Da bücken sie sich wieder und wieder und werden nicht müde, die abgerissenen Ähren in Körbe zu sammeln.

„Guckt mal, was ich habe!" ruft Barbara.

„Eine Doppelähre?" sagt Jochen, „die bringt Glück."

„Sie hat schon Glück gebracht, Jochen. Daß wir hier sind und bei der Ernte helfen können, ist das kein Glück?"

„Wartet nur, es kommt noch viel schöner, denn am Schluß, da gibt's ein Fest, sage ich euch, den masurischen ‚Plon', ein Fest, wie ihr es sicher noch nicht erlebt habt."

Vorbereitungen.

Ein Fest auf dem Lande, da sind die Mädel mit ganzem Herzen dabei, mit tausend Hoffnungen und Plänen. Ob sie Schweinefutter stampfen oder den Hühnern und Tauben Körner streuen, ob sie die Werkzeugkammer aufräumen oder Milchkannen spülen, ob sie den Kühen Gras vorwerfen oder den Pferden Hafer schütten, ob sie Erbsen pflücken oder Bohnen schneiden, ihre Gedanken sind vorauf bei dem festlichen Tag und dem, was sie dazu beitragen wollen.

„Volkstänze?" „Natürlich." „Lieder?" „Selbstverständlich." „Ein Stegreifspiel?" „Herrlich." „Aber wo nehmen wir Röcke, Tücher und Schürzen her?"

Da kann kein anderer helfen als Tante Mathilde, ja, wirklich, die böse, längst versöhnte, lustige Tante Mathilde, einfach Thilde genannt. Es konnte doch nicht ausbleiben, daß sie ihr begegneten, als der Mutter der fröhlichen fünf Buben, mit denen sie so gern herumtollen, und die ihnen auf Schritt und Tritt nachlaufen. Da haben sie eines Tages einfach mit angepackt, als Thilde im Garten die Wäscheleinen spannte, und im Nu war der große Korb voll Wäsche aufgehängt, und sie hatten ihre Freude daran, wie der Wind dazwischenfuhr und all die Laken und Tücher, Röcke und Kinderhöschen flattern und knattern machte. Das hatte ihnen Thildes Herz gewonnen. Und nun stellt es sich heraus, daß sie gar nicht der Kinderschreck ist, für den sie sie halten mußten, nur eine allzu genaue, allzu strenge, allzu sehr auf das Wohl ihrer Gutsherrschaft bedachte Inspektorsfrau.

„Acht fremde Mädels auf den Hof? Was denkst du eigentlich, Jochen?" hatte sie gesagt, „das Gut gehört doch nicht dir."

„Hitlermädel", hatte Jochen geantwortet, „schlafen im Heu und sind mit allem zufrieden."

„Großstadtmädel", setzte sie dagegen, „sind verwöhnt, stehen überall im Wege und fallen der Herrschaft zur Last. Schreibe du nur ab."

Daß er es nicht tat, sondern es darauf ankommen ließ, wäre ihnen beinahe schlecht bekommen. Doch nun haben sie Thilde verziehen, und sie hat ihre Meinung von den Stadtmädeln gründlich ändern müssen. Sie öffnet ihnen ihre Schränke und Kisten und gibt bunte Röcke, seidene Tücher, sogar einen echten oberländischen Sonntagsstaat heraus. Da bringen sie einen ganzen verregneten Vormittag mit der Kostümprobe zu.

„Was führen wir aber auf?" ist nun die Frage.

Ein Märchen natürlich, die haben sie ja alle im Kopf. Und als jetzt die fünf Inspektorsjungen mit ihren braunen Kapuzenmänteln wie die Wichtelmännchen aus dem Regen hineinkommen, da wissen sie's: Schneewittchen und die sieben Zwerge.

In der Scheune ist Probe. Die Rollen verteilen sich gut. Schneewittchen kann nur Brigitte sein mit ihren langen schwarzen Zöpfen; Lore und Ursel gesellen sich zu den Zwergen; Lisa ist die gute und Inge die böse Königin; den Königssohn gibt die schlanke Marianne und Kornelie den mitleidigen Jäger.

„Und nun los, meine Herrschaften!"

Inges Augen leuchten vor Eifer. Aber Lisa, die Königin, die am Fenster sitzt und näht und sich in den Finger sticht, stottert höchst unköniglich und kann die Worte nicht finden. Inge spielt es ihr vor, und so lebendig ist ihre Rede, so eindringlich ihre Gebärde, daß sie wie von selbst auf die anderen übergeht. Noch ein paarmal geprobt, und Lisa spielt eine etwas derbe, aber schöne und glaubwürdige Königin.

Unermüdlich ist Inge. Wie kann sie sich wandeln, wenn sie eine Rolle nach der anderen vormacht, jetzt zart und traurig als Schneewittchen im Walde, dann als Königin wie eine böse Flamme hitzig und scharf. Sie reißt alle mit. Aber am meisten Freude hat sie an Brigitte, die in ihrer natürlichen Kindlichkeit einfach rührend ist, und mit ihren großen schwarzen Augen bald furchtsam wie ein Vögelchen, bald strahlend wie die liebe Sonne dreinschaut. Mit den Zwergen hat Inge die größte Mühe, aber dann geht es schließlich doch besser als sie gedacht. Die Kleinen vor allem, drei, vier und sechs Jahre alt, die brauchen nur hereinzukommen in ihren Zipfelmützen und den langen, langen würdevollen

Flachsbärten, so werden sie die Herzen schon gewonnen haben, die drolligen Kerle.

Kornelie sitzt jeden freien Augenblick mit Bleistift und Papier und einer wahren Philosophenmiene in einem Winkel und schreibt, aber niemand darf ihr in die Blätter schauen.

Die Woche geht zu Ende, und das Korn wird eingefahren. Jochen hat seine Arbeitsgemeinschaft wieder beisammen und in guter Zucht. Er ist so ein Kerl, für den man durchs Feuer und durch ein Heer von zehntausend Teufeln gehen würde, und lachen kann er, daß der ganze Himmel dröhnt. Da sind sie aber bei der Sache, die acht, und schaffen, als hätten sie nie etwas anderes getan.

Als ihr hochbeladener Wagen in den Hof gefahren kommt, thronen die Kleinen oben auf den Garben und winken mit den Tüchern. Ursel, auf einem der beiden Zugpferde reitend, schwingt einen Feldblumenstrauß, alle singen aus voller Kehle.

Im Hofe summt und brummt die Dreschmaschine, ein blankes Ding, lustig anzuschauen mit ihrem gelb und blau und roten Anstrich. Mit fantastischer Schnelligkeit schluckt sie die Garben und speit sie gedroschen wieder aus. Die Säcke füllen sich mit Körnern; in langer Reihe stehen sie schon an der Scheunenwand. Genau geben die Mädel auf jede Hantierung der Mägde acht; denn als ihr Wagen an der Reihe ist, dürfen die Großen, unter Jochens Aufsicht, selbst die Maschine bedienen, während die Kleinen die Garben zureichen. Das ist sehr aufregend und gibt ein stolzes Gefühl. Zuletzt bekommt dann jeder Sack seine Nummer, und da hat Inge einen Einfall: sie bittet um den Pinsel und malt mit dicker, schwarzer Farbe die Rune ihrer Mädelschaft darunter.

„Nun weiß jeder: das haben wir geschafft!"

Ländliches Fest.

Als der letzte Wagen beladen wird, zupfen Schnitter und Schnitterinnen unter Gesang aus der letzten Hocke die größten Ähren heraus und winden sie zu einer Krone, die mit bunten Seidenbändern geschmückt und auf die Sense des Vorschnitters gesetzt wird, während die erste Binderin einen Ährenkranz auf dem Rechen trägt. Damit ziehen sie vor das Gutshaus — die Mädel sind natürlich auch dabei — und singen die Herrschaft heraus. Dem Herrn reicht der Schnitter mit einem langen Gedicht die schöne Krone; er muß sie im Vorhaus aufhängen, wo sie bis zur nächsten Ernte im Schmuck ihrer Bänder schweben wird. Die junge Herrin aber, die Schwiegertochter des Gutsherrn, empfängt den Kranz aus der Hand der Binderin. Schon während der letzten Strophe merken die Mädel eine sonderbare Unruhe unter den Instleuten. Als dann der Herr mit kurzen Worten gedankt hat, ergreift er ein Glas Wasser und spritzt es dem Vorschnitter ins Gesicht. Sogleich stürzen sich Knechte und Mägde auf die bereitgestellten Kübel und Eimer, und es beginnt eine lustige Wasserschlacht, in der die Schnitter und Schnitterinnen tüchtig getauft werden. „Rette sich, wer kann!" ruft Ursel den Mädeln zu und sie versuchen zu flüchten; aber es hilft nichts, der lange Strahl aus der Feuerspritze erreicht sie doch; sie waren dabei, sie müssen auch ihren Segen haben. Denn wie soll es im nächsten Jahre genug Regen geben, wenn die Schnitter trocken bleiben? heißt es im Volksmund. Naß wie die Katzen, aber unter frohem Gelächter ziehen sie alle ab, um sich feiertäglich zum Fest zu rüsten.

Denn jetzt beginnt das Festmahl. Im Freien sind die langen Tische aufgeschlagen. Unaufhörlich werden damp-

fende Schüsseln gebracht; die Instleute schmausen, bis ihre heißen Gesichter vor Fett glänzen. Ganze Berge essen sie, ganze Ströme schäumenden Bieres trinken sie in sich hinein. Der Herr Inspektor sitzt mit ihnen am Tisch und ist nicht der schlechteste Esser; er hebt den Krug und trinkt seinen jungen Erntehelferinnen zu, die am Ende der Tafel eine lustige Ecke bilden.

„Auf dein Wohl!“ rufen sie zurück und leeren ihre großen Milchgläser.

Später kommt der Gutsherr mit der ganzen Familie herüber. Die Leute machen Platz und holen rasch frisches Bier. Jetzt erhebt sich der Inspektor zu einer Rede. Fast feierlich fängt er an, aber nicht lange, dann geht es ins Fahrwasser seiner ausgelassensten Fröhlichkeit, bis der ganze Hof braust von Gelächter. Es lebe der Landmann, es lebe das Korn, es lebe die Arbeit und das tägliche Brot, das ist der goldene Sinn seiner launigen Rede.

Danach bringt der Großknecht, ein wenig ungelenk, doch treuherzig offen, das Hoch auf die Herrschaft aus, wobei sich alle erheben und kräftig mit einstimmen. Dann wird es mäuschenstill, denn es spricht der alte Herr. Mit seiner guten, warmen Stimme sagt er allen Dank, er lobt ihren Fleiß und ihre Treue. „Wißt ihr noch?“ fragt er und erinnert an manches Mißgeschick, den Brand einer Scheune, den tödlichen Sturz eines Pferdes, die Seuche im Schweinestall. Aber weil sie's gemeinsam trugen, trug es sich leicht; weil sie alle halfen, war es bald wieder gutgemacht. „So standen wir in schweren Tagen“, sagt er, „beieinander, so wollen wir auch die Freude miteinander teilen, daß es doppelte Freude werde. Auf euer Wohl, Leute!“

Dann geht er um die langen Tische herum und schüttelt jedem einzelnen die Hand.

Kaum hat der alte Herr sich wieder gesetzt, da führt Frau Mathilde eine Gruppe Bäuerinnen in den Hof. Sie haben Blumen im Haar und tragen an seidenen Bändern einen Kranz aus Ähren. „Die Mädel, unsere Mädel!" ruft es überall. Sie ziehen um den Tisch, voran Lisa mit der Laute, und auf dem freien Platz vor der Scheune beginnen sie zu tanzen. Sie singen dazu und drehen sich, daß die weiten Röcke fliegen, und die bunten Tücher leuchten in der Nachmittagssonne. Schon bei der zweiten Strophe fällt die ganze Tafelrunde in den Kehrreim mit ein. Sie klatschen den Takt mit Händen und Füßen und haben nicht übel Lust, aufzuspringen und mitzutun. Da geht der Tanz zu Ende. Die Mädel heben den Ährenkranz auf, sie halten ihn und schwingen ihn und legen ihn einer schöngeschmückten Oberländerin um die Schulter. Es ist Kornelie, sie tritt hervor, ihr blasses Gesichtchen glüht auf, und in dem Gedicht, das sie heimlich selbst gemacht hat, sagt sie dem Gutsherrn mit ihren kindlich reinen Worten Dank für die schöne Zeit und reicht ihm den Kranz mit den acht bunten Bändern, in die sie alle ihre Namen gestickt haben.

Dann verschwinden sie wieder, und Thilde hilft ihnen beim Umkleiden. Hintenherum schleichen sie sich in die Scheune, und als sich das weite Tor auf einmal auftut, ist da ein großer grüner Vorhang gespannt, vor dem sitzt Lisa in einem weiten blauen Kleide mit einem Kronreif aus Goldpapier und näht und singt dazu.

Das ist eine Überraschung! Theater in der Scheune, mein je, so etwas haben sie hier noch nicht erlebt! Ganz stille sitzen sie, Männlein und Weiblein, und vergessen sogar, den Bierkrug auszutrinken. Sie können sich nicht genug wundern, wie fremd und anmutig die Kinder aussehen. So hochmütig schön ist Inge in dem roten Falten-

wurf — sei es auch nur Kattun — als dürfe sie mit Recht das Spieglein an der Wand befragen: Wer ist die Schönste im ganzen Land? Die Aufregung malt ihnen blühende Farben ins Gesicht und macht ihre Augen weit und glitzernd und ihre Stimmen schwingend warm.

Groß ist der Jubel, als die Zwerge hereinpoltern, der kleine Peter mit dem langen, langen Bart und der großen Stallaterne voran. Ganz verwirrt werden die kleinen Wichte. Aber rechtzeitig wacht Schneewittchen auf, das gute Mädchen in einem schneeweißen Kleide, mit einem roten Band ums schwarze Haar, und rettet die armen Zwerge. Zum Schluß will der Beifall fast kein Ende nehmen.

Auf einmal ertönt von draußen Musik, die Knechte springen auf und öffnen das große Gittertor, und herein zieht mit Hörnern und Klarinetten, mit zwei Geigen und einem Brummbaß: die Dorfmusik. Rund um die Herrschaft stellen sie sich auf und bringen jedem der Familie einen Tusch. Launige Verse gehören auch hierher, und der für den Herrn lautet so:

Wir wünschen dem Herrn einen gold'nen Tisch,
An allen vier Ecken gebrat'ne Fisch'
Und in der Mitte ein Gläschen Wein,
Daß er kann immer fröhlich sein.

Dann wird die Tenne geräumt, und der Herr führt die Binderin, der Vorschnitter die junge Herrin zum ersten Tanz.

Nun überläßt der Gutsherr die Leute ihrer derben, stampfenden Lustigkeit. „Kommt mit“, winkt er den Mädeln, „den letzten Abend müssen wir zusammen feiern.“

Ach ja, schon wieder Abschied, Abschied von so viel Schönem, Besonderem, was ihnen in kurzer Zeit mäch-

tig ans Herz gewachsen ist. Dazu gehören Jochen, Thilde und Peterle, dazu gehören die weiten Felder, die Ställe und Scheunen samt allem Getier, Pferden, Kühen und Tauben, dazu gehört vor allem der alte Herr.

„Vergessen? Nein, vergessen werden wir diese Tage nie."

Aber ihr alter Freund verlangt mehr. Wem er einmal sein Wohlwollen geschenkt hat, dem will er es auch lebendig erhalten; wer einmal in seinen Lebenskreis aufgenommen wurde, den will er nicht ohne weiteres daraus entlassen. Sie müssen versprechen zu schreiben, sie müssen vor allem versprechen, wiederzukommen. Und das wollen sie. Wenn es geht, malen sie sich aus, werden sie ihr Landjahr in Ostpreußen abdienen, und dann — natürlich, dann gibt's ein fröhliches Wiedersehen.

„Mädels", sagt der alte Herr, „solange ich noch lebe, bin ich da, um mich nützlich zu machen. Wer mich braucht — ich meine, wenn eine von euch einmal eine Hilfe braucht, um die sie keinen anderen bitten möchte — ihr versteht mich schon — kommt zu mir. Abgemacht?"

Darauf sind sie alle ganz still. Aber sie ahnen, daß dies ein Wort war, auf das sie sich verlassen können, und daß es gut ist, eine seltene Gnade, irgendwo in der Welt so einen stillen, verläßlichen Freund zu haben.

„Und du, Barbara? Wie ist es? Sehen wir dich als Lehrling wieder?"

„Ist das wirklich ernst?" „Aber, Mädel, was sonst?"

„Ja dann — bestimmt komme ich", sagt Barbara, „und die Doppelähre hat doch Glück gebracht."

Dankbar und voll Freude küßt sie dem weißhaarigen Manne die Hand.

Als sie zum letztenmal ins Heu gekrochen sind, liegen sie noch lange wach, und ihre jungen Gemüter sind voll

bunter und schöner Gedanken an die Zukunft, während draußen die Geigen dudeln und die Stimmen des Festes immer lauter und verworrener werden. Aber das hören sie kaum mehr.

Masurische Seen.

Die Affen und Kochgeschirre sind vollgepackt; denn einen großen Korb mit Würsten, Speck und harten Eiern hatte ihnen der Gutsherr zum Abschied geschickt. Bei soviel Hilfe ist der Bestand der Fahrtkasse sehr befriedigend; aber die Zeit geht zur Neige. Da nehmen sie also den Zug und fahren nach Lötzen, mitten ins Herz Masurens hinein.

Die Jugendherberge mit Badeplatz und Boot liegt auf dem schönsten Fleck im ganzen Städtchen am Löwentinsee. Sie ist neu und stattlich; ein buntbemaltes Holzhaus mit Veranden und herrlichen Räumen. Hier fühlen sie sich äußerst wohl.

In dem herrlichen See wird geschwommen; dann liegen sie auf der Wiese in der Sonne und rühren sich nicht mehr.

„Donnerwetter“, sagt Barbara auf einmal, „mir fehlt was.“ „Was fehlt dir denn in aller Welt?“

„Was mir fehlt? Wir haben ja heute gar nichts zu tun . . . Ich glaube, mir fehlt Arbeit.“

Da gibt es ein ungeheures Gelächter. Ferien haben und die Arbeit vermissen, das ist zu komisch. Doch eigentlich stimmt es. Fühlen sie es nicht alle ein wenig? Wie war das schön auf dem Gut, als sie immer soviel vorhatten! Gewiß, das ist keine Arbeit gewesen, wie man sie von der Schule her kannte. Einmal so anders zu schuften als sonst und mit so sichtbarem Erfolge,

war vielmehr ein Vergnügen, eine wahre Wonne. Aber daß nun dieses Ruhen und Sonnetrinken und nur dem leisen Summen des Sommers lauschen nicht auch schön sein soll, wunderschön sogar, das lassen sie sich nicht ausreden. Sie drehen sich auf die andere Seite und träumen weiter vor sich hin.

Schlanke, weiße Segelboote kreuzen auf dem schimmernden See; von einem Sprungturm lassen sich Schwimmer ins Wasser fallen. Alles atmet Freude und Frieden. Da ist es schwer auszudenken, was dieses Land Masuren — wie Inge ihnen vorgelesen hat — durch die Jahrhunderte erlitten hat an Krieg, Verwüstung, Brandschatzung, an Pest, Armut und Not; schwer ist es auch zu begreifen, daß erst vor zwei Jahrzehnten an eben solchen blauen Sommertagen der Russe hier gewütet hat. Aber immer wieder wird man daran erinnert. Da ist die Feste Boyen, dicht vor der Stadt; da ist die vaterländische Gedenkhalle in Lötzen, in der sie volle Stunden verbringen. Handwaffen aller Gattungen hängen an den Wänden, bis zur riesenhaften Pistole uralten Herkommens, wie sie von manchen Russen noch gebraucht wurde; Maschinengewehre sind da, mit den unheimlichen, todsäenden Metalläufen. In Schaukästen finden sie Uniformen sämtlicher Truppen, die an diesen Kämpfen teilgenommen, darunter bunte Russenlitewkas, abenteuerlich geformte Säbel, auch die Nagaika, die gefürchtete Kosakenpeitsche, Pelzmützen, Tornister und Fahnen. Photographische Aufnahmen zeigen die schrecklichen Verwüstungen des armen Landes, Tortur und Erschießung friedlicher Bürger und Bauern und das unbeschreibliche Flüchtlingselend. Es gibt Plakate und Aufrufe von beiden Seiten, und erregt lesen sie den Brief des

russischen Generals an den Kommandanten der Feste Boyen, Oberst Busse, der das Fort zur Übergabe auffordert, sonst würde man „mit offener Kraft die Festung nehmen. Und in diesem Falle dort kein Stein auf'm Steine nicht gelassen wird." Aber der tapfere Verteidiger hat die winzige Festung mit einer kleinen, todesmutigen Besatzung mitten im Feinde gehalten, ein Wunder, wenn man die erdrückende Übermacht der Russen bedenkt und ein Beweis für den echten soldatischen Geist der Pflichterfüllung bis zum äußersten. Trompete und weiße Parlamentärflagge sind die sichtbaren Zeugen dieser Tat.

Immer klarer wird da den Mädeln, was Ostpreußen für das Reich, ja letzten Endes für das ganze westliche Europa bedeutet: Schutz und Bollwerk gegen Slawen und Mongolen, gegen den Einbruch asiatischer Geistesmächte, gegen die ungeheure Weltgefahr des Bolschewismus. Waren sich Ermländer und Masuren dieser Gefahr bewußt, als sie sich bei der Abstimmung einmütig für Deutschland entschieden? Wenn nicht, so wußten sie doch, daß sie alles, was sie hatten und waren, alles, was sie den östlichen Nachbarn so überlegen machte, deutschem Geist, deutschem Fleiß, deutscher Opferfreudigkeit und Treue schuldeten. Tief prägen sich diese Gedankengänge, die Inge immer wieder in einfachen Worten aufzeigt, in die empfänglichen Gemüter der Mädel ein. Und wenn sie nun das stille Land, Felder, Seen und Wald, in seiner klaren, noch wenig berührten Schönheit betrachten, so erscheint es ihnen mehr als je von heroischem Glanz umwittert und aller Liebe und allen Einsatzes wert.

Mit einem schmucken Motorboot fahren sie von Lötzen nach Süden. Stunde um Stunde trägt sie das

Schiff von einem Gewässer ins andere, aus blauen Buchten in schmale Kanäle, wo Fischreiher vor ihnen auffliegen und das Schilf sich im Kielwasser niederlegt, durch kleine von Wasserlinsen grün übersponnene Teiche wieder in die blinkende Fläche eines großen Sees hinaus. Erst sind die Ufer noch flach und grüne Weide bis an den blauen Saum der Ferne, dann hügeln sie sich sanft empor und lassen goldene Felder bis nahe ans Wasser herantreten; auf umbuschter Höhe liegt wohl ein einsames Gutshaus, und weit hinten treibt eine Mühle langsam die Flügel um. Die Stille ist so unermeßlich wie der zartverhüllte Himmel, der aus rieselndem Silber ist. Eine leise und innige Schwermut scheint über der verträumten Landschaft zu zittern.

Jetzt wächst ein Turm über fernem Uferstreifen auf; zwischen zwei Seen, ans erhöhte Ufer malerisch hingebaut, liegt die kleine Fischerstadt Nikolaiken, Mittelpunkt des Maränenfangs. Was für ein köstlicher Fisch die Maräne ist, davon überzeugen sich die Mädel sofort, als sie von einer der am Landungsplatz mit ihren Körben wartenden Frauen acht goldglänzende Fische kaufen. Ein Bückling ist nichts dagegen, so zart, fleischig und wohlschmeckend ist dieser ostpreußische Felchen. Die mit eisernen Gattern bewehrte Brücke, die Giebel und Türen der Häuser sind mit Grüngewinden und verblichenen Papierfähnchen geschmückt. Was gab es hier zu feiern?

„Das Fest der Nikolaiker Maräne", sagt der Kapitän, „das große Ereignis unseres Sommers."

Freilich, vom Fischfang lebt hier der Masur, denn mehr und mehr verschwindet das bebaute Feld, und der Wald dehnt sich bis an die Seen heran. Ganz von schwarzgrünen Kieferhöhen umschlossen ist der lange,

schmale Beldahnsee, und im Niedersee spiegelt sich geheimnisvoll eine dunkelbewipfelte Insel. Hier am Ufer liegt auch unter Kiefern das prächtige braune Holzhaus der Hitlerjugend.

Boote fahren auf dem See, Musik klingt durch die Abendstille, denn nur ein Stückchen am Ufer hin liegt auf der Höhe mit einem Blick, der bezaubert, das Kurhaus Rudczanny. Wer hätte das vermutet, inmitten der tiefen, einsamen Wälder? Ist doch die Johannisburger Heide so gewaltig groß, daß kein Waldgebiet Preußens an sie heranreicht. Aber die wanderfreudige Jugend hat ihre verborgene Schönheit doch entdeckt, und die Autos folgten ihr bis in die tiefste Abgeschiedenheit der Seen und Wälder hinein, zum großen Schmerz aller Naturfreunde und Dichter. —

Herrlich sind die Wälder; Kiefern, aber was für Kiefern! Dazu ein Dickicht von Unterholz, ein Laubwald für sich unter den luftigen, schwarzen Kronen. Immer wieder schimmert ein Wasserspiegel; schmale Flußläufe sind von Bäumen verhangen wie im Dschungel. Rotschimmernde Erdbeeren locken vom Wege ab, und die stille Nena wird ganz heiß vor Begeisterung, wenn sie immer schönere Blumen findet: Skabiosen, große blaue Glocken, wilde Orchideen und Türkenbund.

Sie haben beschlossen, im Tannenberg-Ehrenmal einen Kranz niederzulegen. Als sie auf ein paar Holzfäller stoßen, die eben eine große Edeltanne umgelegt haben, ergreifen sie mit Freuden die Gelegenheit, das schöne Immergrün einzuheimsen, und Barbara flicht es zum Gewinde, das sie morgen, ehe sie abfahren, mit Sträußen von Waldblumen schmücken wollen. Darüber ist es spät geworden. Inge breitet die Karte aus

und sucht nach dem kürzesten Wege: wenn sie immer geradeaus gehen, mitten durch den Wald, die untergehende Sonne im Rücken, müssen sie in einer guten Stunde in Rudczanny sein. Sie glauben, die Wege wiederzukennen. Bald werden sie einen Bach kreuzen, von wo ein Fußpfad zu einem kleinen Dorf führt, dann können sie der Landstraße folgen. Aber es kommt kein Bach, kein Dorf, keine Landstraße, nur immer derselbe dichte, undurchdringliche Wald, in dem es nun schon dunkelt, während die Wipfel noch im letzten Lichte glühen. Auch das erlischt, der goldne Himmel wird blasser und ganz durchsichtig und läßt den Abendstern in reinem Glanz erschimmern. So feierlich still ist es im Walde, daß auch die Mädel ganz schweigsam werden. Manchmal schilpt noch ein Vöglein, huscht noch ein Eichkätzchen über den Weg. Lore hängt sich an Barbaras Arm, Brigitte seufzt ein paarmal tief auf. In dem großen Schweigen wird es fühlbar, daß die Herzen unruhig werden. Fast erlösend ist es, als Ursel endlich ausspricht, was alle fürchten: „Wir haben uns verlaufen." Ja, das hatten sie, hatten sich verirrt im tiefen Dunkel in dem endlosen Walde. Aber Inge tröstet: „Heim finden wir auf jeden Fall; denn wenn wir immer nach Osten gehen, müssen wir ja auf den Niedersee stoßen —"

Woher weißt du denn, wo Osten ist, ohne Kompaß?"

„Aber, Lisa, es sind doch Sterne am Himmel."

„Kennst du dich so gut aus in den Sternen?"

„Sonst stünde es freilich schlecht um uns."

„Weißt du auch alle Namen?"

„Ja, Sterne sind wie lebende Wesen, die man bei

Namen nennt. Seht ihr das große liegende Kreuz? Das ist das Sternbild des Schwanes, und der so mächtig darüber funkelt, ist Wega in der Leier, der hellste Fixstern am Sommerhimmel. Die zeigen uns den Weg nach Osten."

Wirklich ist es, als gehe Trost von den Sternen aus. Wie gute, wachsame Geister haben sie die Nacht umstellt und strahlen Frieden.

Es ist sehr dunkel geworden. Marianne geht voran und gibt acht, daß sie nicht vom Wege abkommen. „Wenn wir ins Dickicht geraten", sagt sie, „finden wir nicht mehr heraus."

Ach, da fällt ihnen alles wieder ein, was der Herbergsvater von den masurischen Wäldern erzählte. Schon zu Ordensritterzeiten waren sie da, und die klugen Deutschherren erkannten in ihnen Bundesgenossen gegen die immer wieder eindringenden Polen. Da ließen sie von Norden nach Süden einen viele Meilen breiten Streifen Waldes verwildern, daß er undurchdringlich wurde und ein Unterschlupf für alle Arten wilden Getiers: Eber und Wisente, Elche und Auerochsen, Bären und Wölfe.

Wölfe? O weh, hatte der Mann nicht gesagt, daß sie während des Weltkrieges plötzlich wieder da waren, die unheimlichen Gesellen? Er selbst ist mit den Bauernjungen zur Nachtwache hinausgeritten, wenn die Dorfpferde auf einer gemeinsamen Koppel geweidet wurden. Dann lagen die Hirten um ein großes Feuer die ganze Nacht, brieten Kartoffeln in der Asche und erzählten Geschichten, schaurige Geschichten, bei denen die Haare sich ihnen sträubten und ein kaltes Gruseln über die Haut lief. Bis es eines Nachts geschah, daß sie ihn sahen, den Todfeind, als sie mit ihren Kien-

fackeln in die Dunkelheit liefen, von wo der Klagelaut gekommen war; da hatte ein ganzes Rudel Wölfe ein Fohlen gerissen, und nun entwichen sie in den Wald vor dem nahenden Feuerschein.

„Inge, gibt es wirklich keine Wölfe mehr?" fragt Brigitte mit beklommener Stimme.

„Hier nicht, Dummerchen, sonst hätte der Herbergsvater uns doch gewarnt."

Das ist wahr; aber als es plötzlich im Unterholz knackt und rauscht von brechenden Zweigen, da fahren sie alle zusammen, und das Herz steht ihnen still.

Vorbei. Kein Laut mehr, und das Dunkel ist wie eine Mauer.

„Wir müssen im Walde schlafen", sagt Kornelie.

„Ja, in der Dämmerung finden wir uns bald wieder zurecht." Inge ist dabei, Ursel findet es herrlich, aber Lore ruft erschreckt: „Nein, nein!" und Brigitte wollen die wilden Tiere nicht aus dem Sinn. Was ist da zu machen?

Sie suchen noch nach einem geschützten Ruheplatz, als eine kleine Lichtung sich öffnet, von einem leise glucksenden Bach durchströmt. Ein paar riesige Kiefern stehen einzeln auf der Wiese. „Ich weiß was", ruft da Ursel, „ich halte von der großen Kiefer Umschau." Inges erste Regung ist, sie beim Kragen zu nehmen; aber wäre das nicht ein Ausweg, ein rettender Gedanke? So packt denn Ursel den glatten Stamm und schwingt sich aufwärts, flink und furchtlos. Hoch muß sie hinauf, so hoch, daß denen unten das Blut stockt. Wenn sie stürzte, mein Gott! Aber auf einmal ruft es da oben: „Licht! Ich sehe Licht!" Ein Rutschen und Gleiten, Ursel ist wieder unten und die Freude riesengroß. Noch ein Weilchen, dann leuchten helle Fenster

durch die Bäume, bekannte Häuser sind's, und bald haben sie das Heim erreicht, wo der Herbergsvater wartend vor der Tür sitzt und auf seiner Ziehharmonika das Masurenlied spielt. „Wild flutet der See...", singt er mit tiefer Stimme dazu, während eben ein klarer Mond über den Wäldern des anderen Ufers heraufkommt.

Wahrzeichen heldischer Zeiten.

Klein in dem weiten, leichtgewellten Land, wie aus einem Steinbaukasten hingesetzt mit seinen Mauern und kantigen Türmen, liegt unter dem hohen Himmel das Reichsehrenmal.

„Hattet ihr es euch nicht viel mächtiger vorgestellt?" fragt Barbara.

„Ja", geben die andern zu. Aber als sie durch den Eingangsturm mit dem schlichten eisenbeschlagenen Eichentor in den Ehrenhof treten, ist es, als hätten sich die Maße verändert. Sie stehen überwältigt und fühlen: dieser geschlossene Mauerring mit den acht wuchtigen Türmen ist wie der geschlossene Abwehrwille, der 1914 den an Zahl überlegenen Feind in die Flucht schlug und das Land rettete, ist wie der unüberwindliche Wille eines Volkes, das aus der Not aufsteht und sich herrlich behauptet. Aus härtestem Granit ist die weite Fläche des offenen Raumes, sind die Stufen, die leicht zu dem achteckigen Umfassungsgemäuer emporführen; aus rotem Backstein wie die Ordensschlösser und die norddeutschen Dome sind Mauern und Türme. Die Größe der Formen wird noch betont durch ihre Schmucklosigkeit. Nur der Hindenburgturm mit dem Eingang unter einem gewaltigen Granitbalken, einem

Findling aus Ostpreußen, der wie bei einem Hünengrab auf zwei mächtigen, behauenen Blöcken lastet, ist ehrenvoll ausgezeichnet durch das riesige Bronzekreuz, das die Stirnseite schmückt, und die zwei granitnen Wächter in Mantel und Stahlhelm, die den Zugang beschützen. An ihnen vorbei gehen die Mädel stumm in das kühle Gewölbe hinab, wo hinter Gittern der Sarkophag des Feldmarschalls eine dauernde Statt gefunden hat. Kein Wort wagt hier laut zu werden, nur die Schritte des Postens durchhallen die Stille ewigen Friedens, in die der große Streiter eingegangen ist. Mit ihm ruhen in zwei Soldatengräbern zwanzig unbekannte Tannenbergkämpfer, zwanzig unter den Tausenden, die die unzähligen Heldenfriedhöfe ringsum bergen. Sie ruhen hier an Stelle der zwei Millionen Toten, die im Weltkrieg ihr Leben für Deutschland gelassen haben, Blutzeugen, Warner und Mahner zur Einigkeit und zur Treue. Hier zu Füßen des in Marmor gemeißelten schlafenden Kriegers legt Puck den großen Kranz nieder, der von Blumen leuchtet, den Dankesgruß der ostpreußischen Wälder.

Feierlich schön ist auch das Innere der anderen Türme: des Feldherrnturms, von dessen hohen Wänden buntseidene Feldzeichen aller Regimenter, die bei Tannenberg kämpften, niederwallen; des Turms der Generäle mit den weißen Büsten der ruhmreichen Führer; des Soldatenturms mit der gewundenen Rampe, auf deren Brüstung der Heereszug aller Waffengattungen im Steinbild sich darstellt; des Weiheturmes mit dem hohen farbigen Fenster, das ein erschütterndes Bild des Opfers zeigt, den jungen toten Sieger unterm Kreuze, zu Füßen seiner Eltern.

In dem Mauerumgang zwischen den Türmen sind

die Ehrennischen der Tannenbergregimenter. Ursel sucht und findet die Ehrentafel des 4. Ulanen-Regiments, bei dem zwei Brüder ihrer Mutter den Heldentod gefunden haben. Lisa aber erinnert an Jochen, als sie vor dem Gedenkstein des 150. Infanterie-Regiments stehen; denn er war auch dabeigewesen und empfing bei Tannenberg seine erste Verwundung. Oft hat er den Mädeln aus jenen schweren, unvergeßlichen Tagen erzählt, und sie, obwohl Mädel, haben mit heißen Wangen und glühenden Herzen zugehört. Krieg ist ein Wort, mit dem diese Jugend furchtlos umgeht; denn sie wissen, die jungen Menschen, um was es geht, wenn davon die Rede ist, sie sehen und hören es immer und überall: stark sein und stärker werden.

Noch einmal, von der Mitte des Ehrenhofes, halten sie Umschau. Die roten Türme glühen im Abendlicht; ganz allein sind die acht in dem weiten, geheiligten Rund, ein kleines Häuflein um ihren flatternden schwarzen Wimpel. Da fängt Lisa leise zu singen an, und wie alle einfallen, klingt es warm wie ein Bekenntnis und feierlich wie ein Schwur: Deutschland, Deutschland über alles ...

Hohenstein heißt das Städtchen, vor dessen Toren das Reichsehrenmal liegt. Von hier aus geht es nun über Osterode dem Oberländischen Kanal zu, wo die Schiffe von Wasserstufe zu Wasserstufe auf geneigten Ebenen über Land gerollt werden, ein seltsamer Anblick! Dann fahren die Mädel nach Marienburg, dem letzten Ziel ihrer Wanderschaft. Schon von weitem grüßt über dem breiten Nogatfluß der berühmte Hochmeistersitz.

Tannenberg war Erinnerungs- und Mahnmal zugleich, beschwörend und in die Zukunft weisend. Aber was ist das für ein eigentümlicher Reiz, den die Marienburg ausstrahlt, ein altes, vor fünfhundert Jahren von

den Rittern verlassenes Ordensschloß? Es ist der Reiz des Mittelalterlichen, der Schauer vor dem, was die Jahrhunderte, was Menschen- und Völkerschicksale überdauert hat. Jeder Stein ist Zeuge von geschichtlichen Taten, von Blüte und Verfall des Ordens gewesen, der recht eigentlich erst Ostpreußen geschaffen hat, geschaffen als deutsches Kulturland. In allen Sälen, Kammern und Kapellen lebt noch ein Hauch der großen Vergangenheit. Die Mädel fühlen es genau, wie ein Zauber sie packt, als sie auf der stark befestigten Brücke den Graben zwischen den wehrhaften Mauern überschreiten; und er wächst, dieser Zauber, je weiter sie in die Welt der hochgetürmten Schlösser eindringen, die aus warmleuchtendem roten Backstein mit Mustern aus glasierten Buntziegeln von dem großen unbekannten Meister einer herben nördlichen Gotik im 14. Jahrhundert erbaut wurden. Mauern und Wehrgänge, Türme und Zinnen, Höfe mit Spitzbogengalerien türmen sich übereinander, immer kühner, immer freier, immer himmelstürmender. Aber das Wunder der Wunder ist der Sommerremter des Hochmeisters: eine schlanke Säule inmitten, aus deren Schaft sich das Strahlenbündel der schmalen Rippen gleich einem gefrorenen Springbrunnen entfaltet, so daß die Gewölbe leicht wie der Himmel über dem Raume schweben.

„Das ist das Schönste, was ich gesehen habe", sagt Kornelie voll Andacht, und selbst Lore, das kleine Mädchen, das alle Wände beklopft und in jede Mauernische hineinkriecht, bleibt mit offenem Munde staunend stehen und vergißt fast, der Führung zu folgen, die die Besucher in pausenloser Eile durch all die Herrlichkeiten hindurchtreibt. Viel zu früh sind sie wieder in dem großen Hof des mittleren Schlosses. Doch sie gehen noch nicht.

Was kann die Stadt trotz des schönen Rathauses und der Laubenhäuser ihnen auch bieten nach diesem? Sie sitzen auf dem Gemäuer und denken: noch sind wir hier. Denn gegen Mittag werden sie in den Zug steigen, der sie nach Hause bringt. Dann ist die Zeit großer Erlebnisse wieder einmal vorbei und alles Vergangenheit und Ferne, was so brennend nahe gewesen: Wanderdünen und See, Gutshof und masurische Wälder, Tannenberg und Marienburg.

„Weißt du noch", sagt Marianne zu Barbara, „wie du dich zuerst gar nicht auf Ostpreußen freuen konntest? Und was sagst du jetzt?"

„Ach, was soll ich sagen? Es war so schön, viel schöner, als ich je gedacht. Ganz heimatlich war es mir hier oben, ganz nah ist mir jetzt Ostpreußen."

„Liebt man es nun, weil es so gelitten hat und weil es immer in Gefahr ist?" fragt Marianne. „Oder liebt man es um seiner Schönheit willen?"

„Ich weiß es nicht. Es ist eben ein besonderes Land. Das aber weiß ich: wer es so erlebt hat wie wir, der wird es immer lieben."

